

# AKTUELLE ANALYSEN

 Hanns  
Seidel  
Stiftung

No 99 / Mai 2024

Markus Ferber / Ralph Mocikat (Hrsg.)

## Wissenskommunikation und Landessprache

Markus Ferber / Ralph Mocikat (Hrsg.)

# Wissenskommunikation und Landessprache



**Markus Ferber, MdEP,**  
ist Vorsitzender der  
Hanns-Seidel-Stiftung,  
München

**D**er Austausch von Ideen, Weltanschauungen, Emotionen, Erkenntnissen und insbesondere von Wissen bedarf eines Kommunikationsmittels, dessen wir uns tagtäglich bedienen: der Sprache. Wir alle wissen um den Wert der Sprache. Sie transportiert so viel mehr als reine Sachstände. Die Wortwahl nimmt nicht nur Einfluss darauf, was wir sagen möchten, sondern auch wie wir etwas sagen möchten. Dies gilt in besonderem Maße auch für die Kommunikation von Wissen: an Universitäten und Schulen ebenso wie in den Medien und im Alltag.

Wir alle wissen zugleich um den Wandel der Sprache, etwa durch verändertes Schreib- und Leseverhalten, durch Digitalisierung und Internationalisierung – oder schlichtweg aufgrund der tagtäglichen Informationsfülle, die uns zur Verfügung steht. Im (internationalen) Wissenschaftsbetrieb ist zudem eine Dominanz der englischen Sprache zu verzeichnen.

Und das macht es für diejenigen, die Wissen produzieren, also Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, zunehmend herausfordernder, ihre Erkenntnisse zu kommunizieren: zum einen bei der internen Wissenschaftskommunikation zwischen Experten, vor allem aber bei der externen Wissenskommunikation gegenüber der Öffentlichkeit. Die Wissenschaft steht nämlich in der Verantwortung, gewonnene Erkenntnisse – in verständlicher Form – zu teilen, sei es gegenüber der eigenen Community, den Medien oder der Bevölkerung. Damit kommt ihr auch eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe zu, wie etwa die Beispiele der Corona-Krise und des Klimawandels zeigen.

Die Debatte über die Rolle der Landessprache bei der Wissenskommunikation ist im Übrigen nicht ganz neu. Bereits 1998 fragte der inzwischen verstorbene Linguist Ulrich Ammon: „Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache?“ In der Vorbemerkung seines Buches zu diesem Thema konstatierte er bereits damals: „Ich will nicht verhehlen, dass nach meiner Einschätzung die Einführung des Englischen als Zusatzsprache der Lehre an den Hochschulen der deutschsprachigen Länder mehr Vorteile als Nachteile verspricht. Daher befürworte ich die Einführung im Interesse der Bevölkerung dieser Länder. Selbstverständlich soll dabei die deutsche Sprache neben dem Englischen als hauptsächliche Sprache der Lehre erhalten bleiben (Englisch als Zusatzsprache!).“

In den vergangenen 25 Jahren hat sich indes der Wissenschaftsbetrieb in Deutschland wie weltweit enorm weiterentwickelt. Es ist also an der Zeit, wiederum nachzufragen: „Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache?“ Und: Wie ist die Lage in anderen europäischen Ländern? Daher ist es uns als Hanns-Seidel-Stiftung ein Anliegen, diese Thematik aufzugreifen. Gemeinsam mit dem Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWiS) veranstalteten wir Ende 2023 eine internationale Tagung auf Kloster Banz zum Thema „Wissenskommunikation und Landessprache. Die gesamtgesellschaftliche Verantwortung von Forschung und Lehre“, aus der die vorliegende Publikation hervorging.

Unsere Aktuelle Analyse soll einen Beitrag zur Debatte über die Rolle der Landessprache bei der Vermittlung von Wissen innerhalb und außerhalb von Hochschulen und Universitäten leisten. Anhand ausgewählter Länderbeispiele werden die Situationen europaweit skizziert und Lösungsansätze für den Umgang mit einer Mehrsprachigkeit in der Wissenskommunikation dargestellt.

Ich wünsche Ihnen eine erkenntnisbringende Lektüre.

Handwritten signature in blue ink, reading "Markus Frey".

# Inhalt

<b>Vorwort</b>	<b>2</b>
Markus Ferber	
<b>Wissenschaft und Öffentlichkeit</b>	<b>6</b>
Eine delikate Affäre	
Ralph Mocikat	
<b>Englische Lehrsprache an französischen Universitäten</b>	<b>12</b>
Keine Unterwerfung unter das All-English	
Pierre Frath	
<b>Die (verhüllte) Sprachenpolitik in Italien</b>	<b>18</b>
Zauberwort „Internationalisierung“	
Giancarmine Bongo	
<b>English only? Ein Plädoyer für sprachliche Vielfalt</b>	<b>24</b>
Kommentar eines im Dienst ergrauten Romanisten	
Hans Goebel	
<b>Sprachtradition und Internationalisierung in Zoologie und Evolutionsbiologie</b>	<b>30</b>
Fallbeispiel Plattentierchen	
Tareq Syed	

<b>Gefahren der Anglisierung von Wissenschaft</b>	<b>37</b>
Winfried Thielmann	
<b>Rehabilitation der Mehrsprachigkeit</b>	<b>48</b>
Ein Weg aus der wissenschaftlichen Selbstentfremdung	
Werner Müller-Pelzer	
<b>Sprachliche Anforderungen für ein Hochschulstudium in Deutschland</b>	<b>54</b>
Melanie Moll	
<b>Die Sprache in der Wissenskommunikation</b>	<b>59</b>
Zwischen Rationalität und Emotionalität	
Thomas M. Klotz	

Eine delikate Affäre

# Wissenschaft und Öffentlichkeit

Ralph Mocikat

Die Corona-Pandemie hat erneut die Fallstricke bloßgelegt, denen die Wissenschaft im öffentlichen Diskurs begegnet. Der folgende Beitrag richtet den Blick auf eine Wissenskommunikation, die alle gesellschaftlichen Bereiche einbezieht.

Es werden die Verantwortung der Wissenschaft selbst sowie die Rolle der Sprache als Kommunikationsmedium thematisiert.

„Wissenskommunikation“ ist ein komplexer Begriff. Dieser schließt ganz unterschiedliche Interaktionsebenen ein, welche im Hinblick auf Intentionen und Herangehensweisen meist nicht kompatibel sind. Auf der einen Seite tauscht sich die Wissenschaft intern aus (durch Fachpublikationen, Tagungen oder im Rahmen von Kooperationen), andererseits ist sie integraler Bestandteil der Gesellschaft und hat gegenüber der außerwissenschaftlichen Öffentlichkeit eine Bringschuld zu erfüllen. Hier hat sie es mit Gesprächspartnern aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Medien oder Interessenverbänden sowie mit interessierten Laien zu tun. In diesem gesamten Bereich, der immer noch dem Begriff „externe Wissenskommunikation“ subsumiert wird, hat der Wissenschaftsjournalismus eine Mittlerrolle übernommen. Meistens wurde bisher übersehen, dass zur „Wissenskommunikation“ auch die Hochschullehre gehört, wo

theoriegeleitetes Wissen etabliert wird, die Adepten aber insbesondere an die wissenschaftliche Methodik herangeführt werden sollen. Dieses Thema soll später vertieft werden.

## Warum Wissenskommunikation?

Insgesamt handelt es sich also um eine unübersichtliche Gemengelage. Die zum Zwecke einer vereinfachenden Abgrenzung oft ins Feld geführte Unterscheidung zwischen „wissenschaftlichem“ und „nicht-wissenschaftlichem“ Wissen ist kaum zu begründen und lässt viele Fragen offen: Wo verläuft die Trennungslinie? Welche Art von Wissen wird etwa im Schulunterricht vermittelt? Daher soll in den folgenden Ausführungen von „Wissenskommunikation“ die Rede sein, welche im Idealfall alle beteiligten Partner gleichberechtigt einbindet.

Defizite der Wissenskommunikation traten schon häufig zutage, zum Beispiel im Zusammenhang mit öffentlichen Diskussionen über Gentechnik, Tierversuche, die Urknalltheorie sowie über den Klimawandel.

Die zugrundeliegenden Prozesse und die abzuleitenden Schlussfolgerungen sollen im Folgenden exemplarisch anhand der Erfahrungen aus der Corona-Pandemie erörtert werden.

### **Reibungsflächen zwischen Wissenschaft und Laienwelt**

Die Wissenschaften verfolgen gänzlich andere Logiken und Ziele als andere gesellschaftliche Bereiche. Während wissenschaftliche Ethik das kompromisslose Streben nach neuem Wissen gebietet, das frei von anderen Interessen ist (sofern es sich nicht etwa um Selbstdarstellung zum Zweck der Mitteleinwerbung handelt), muss etwa die Politik stets Kompromisse zwischen widerstreitenden Interessen aushandeln. Gerade die Corona-Pandemie hat gezeigt, wie wichtig für politische Entscheidungsfindungen der Rückgriff auf wissenschaftliche Expertise ist. Dabei wurde jedoch auch immer wieder offenkundig, welch großes Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaft auf der einen und Politik oder Medien auf der anderen Seite besteht.

„Wissenschaft ist eine [...] politische Gegenöffentlichkeit“,<sup>1</sup> das bedeutet, sie darf sich nicht zu einem Entscheidungsträger aufschwingen, denn mit neuem Wissen entdeckt sie immer auch neue Nichtwissens-Bereiche. Die Fähigkeit, politischen Aussagen zu widersprechen oder zuzustimmen, reicht nur so weit, wie politische oder mediale Aussagen überhaupt wahrheitsfähig im Rahmen der wissenschaftlichen Methodik und zusätzlich auch bereits hinreichend wissenschaftlich untersucht sind. Auch wenn einige wenige Akteure aus dem Wissenschaftsbetrieb ihrer Eitelkeit erlagen und durch politische Bewertungen ihre Bedeutsamkeit zu dokumentieren versuchten, konnte die Wissenschaft im Allgemeinen diesem süßen Gift widerstehen. Befragten Experten gelang es durchaus, die Methodik und die Grenzen der Wissenschaft in der Öffentlichkeit transparent zu machen und damit klarzustellen, wie wissenschaftliche Aussagen einzuordnen sind. Die Ambiguität, Revidierbarkeit und Unabgeschlossenheit jeder Erkenntnis, das Benennen von Nichtwissen, das ständige Hinterfragen eigener Positionen und der methodische Zweifel, welcher

als konstitutives wissenschaftliches Abgrenzungskriterium gilt, wurden immer wieder in den Blick der Öffentlichkeit und der Politik gerückt.

Oft genug jedoch zeigte die außerwissenschaftliche Welt kein Verständnis für diese wissenschaftsimmanenten Prinzipien. Oft wurden Experten für ihre Stellungnahmen massiv diffamiert oder angegriffen. Eine über fast zweieinhalb Jahre angelegte Studie zum Diskurs während der Pandemie konnte offenlegen, wie die Politik die Wissenschaft bisweilen instrumentalisierte, um (unpopuläre) Entscheidungen zu legitimieren, oder wie sie Unsicherheiten oder die Konkurrenz zwischen unterschiedlichen Hypothesen (und diese ist der eigentliche Motor des Erkenntnisfortschritts) missbrauchte, um das Ausbleiben von Maßnahmen zu rechtfertigen. Dies haben natürlich gerade auch Medien begierig aufgegriffen: „Auch in der medialen Berichterstattung wurde diese transparente Kommunikation des Nichtwissens und eines bis dato unvollständigen Wissensstandes genutzt, um die Glaubwürdigkeit und den Nutzen von wissenschaftlicher Forschung in Frage zu stellen.“<sup>2</sup>

Die Medien spielten also nicht immer eine rühmliche Rolle während der Pandemie. So wurde das gemeinsame Ringen um Erkenntnis mitunter zu einem Machtkampf zwischen Experten umgedeutet, was einigen Verfechtern völlig abstruser Ideen den Weg in den öffentlichen Diskurs bahnte und die Wissenschaftsskepsis, die vielerorts zu finden ist, noch weiter vertiefte. Laut einer Erhebung im Jahre 2020 glaubten 23 Prozent der Deutschen, dass es zur Bewältigung der Pandemie keiner wissenschaftlichen Studien bedürfe, und 15 Prozent glaubten, dass das Virus gar nicht existiere.<sup>3</sup> Neueste Befragungen zeichnen immer noch ein düsteres Bild: Unter den Personen mit niedrigem formalem Bildungsabschluss ist der Anteil derer, die Wissenschaft und Forschung vertrauen, im Jahre 2023 auf 31 Prozent weiter gesunken (gegenüber 44 Prozent im Jahre 2022).<sup>4</sup>

### **Anforderungen an eine gelingende Wissenskommunikation**

Das so genannte „Defizitmodell“, dem zufolge man die Öffentlichkeit nur mit mehr Information munitio-nieren müsse, um mehr Verständnis für wissenschaftliche Erkenntnisse und wissenschaftsbasierte Entscheidungen zu schaffen, gilt heute als widerlegt.<sup>5</sup> Es gibt keinen Zusammenhang zwischen individuellem

Wissen und Akzeptanz wissenschaftlicher Aussagen. Es wurde sogar gezeigt, dass eine negative Korrelation zwischen dem objektiven Wissen einer Person und deren subjektiver Einschätzung des eigenen Wissens besteht und dass geringes objektives Wissen oft mit genereller Wissenschaftsfeindlichkeit assoziiert ist sowie mit einer persönlichen Selbstüberschätzung, welche eine faktenorientierte Aufklärung dann verständlicherweise noch schwieriger macht.<sup>6</sup>

Es erscheint folgerichtig, wenn etwa der Wissenschaftsrat in einem Positionspapier fordert, dass Wissenskommunikation nicht bloß ein unidirektionaler Informationsfluss sein darf. Vielmehr sollten alle gesellschaftlichen Akteure, welche oft divergente Interessen verfolgen und sich von gänzlich unterschiedlichen Methodiken leiten lassen, gleichberechtigt in den Dialog eingebunden werden, um zur Lösung eines in der Gesellschaft vorhandenen Problems zu gelangen.<sup>7</sup> Darüber hinaus sollte klar sein, dass in solchen bereichs- und fachübergreifenden Diskursen alle Beteiligten ihre Kommunikationsstrategien mit den Bedürfnissen der jeweiligen Adressaten abgleichen müssen.

### **Warum die Wissenschaft selbst aktiv sein muss**

Um den bestehenden Defiziten entgegenzuwirken, steht die Wissenschaft selbst in der Verantwortung. Es genügt keineswegs, der Mittlerrolle des Wissenschaftsjournalismus zu vertrauen. In dieser Hinsicht lässt eine Aussage aus der oben bereits zitierten Studie aufhorchen, muss sie doch als Handlungsaufforderung an die wissenschaftliche Zunft verstanden werden: 37 Prozent sämtlicher Befragten waren „der Meinung, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich zu wenig bemühen, die Öffentlichkeit über ihre Arbeit zu informieren“.<sup>8</sup>

Im Gegensatz zur Wahrheitsuche der Wissenschaft ist Journalismus ein Geschäft. Hier geht es darum, Aufmerksamkeit zu erzeugen. So wurde zum Beispiel seit über 60 Jahren mit immer wiederkehrender Emphase der „Sieg über den Krebs“ verkündet – Nachrichten, die später niemals wieder aufgegriffen wurden, wenn sich die Heilsversprechen doch nicht erfüllt hatten.<sup>9</sup> Auch nach der Corona-Pandemie findet eine retrospektive Aufarbeitung oder eine Berichterstattung über weitergehende Forschungsergebnisse in den Massenmedien kaum noch statt, wahrscheinlich weil sensationsheischende Schlagzeilen nun nicht

mehr produziert werden können. Andererseits stellt man fest, dass der Journalismus wissenschaftliche Stimmen zu neu auftretenden Bedrohungen gerne ignoriert, solange diese bloß abstrakten Charakter haben und deshalb die Adressaten nicht genügend aufzuwühlen vermögen. Eine 2015 in einem hoch angesehenen internationalen Fachjournal publizierte Warnung vor einer SARS-CoV-Pandemie aufgrund einer Interspezies-Transmission von in chinesischen Fledermäusen zirkulierenden Viren verhallte in den Medien und in der Politik ungehört.<sup>10</sup> Doch genau dieses Szenario ist etwa vier Jahre später Wirklichkeit geworden, und niemand hatte sich dagegen gerüstet.

Was das Verhältnis des Journalismus zu wissenschaftlicher Rationalität betrifft, steht er sich durch sein Streben nach Ausgewogenheit bisweilen selbst im Wege. Kompromisse zu suchen zwischen unterschiedlichen Meinungen, ist ein ehrenwertes Unterfangen, doch wenn es um empirisch gesicherte Fakten oder logische Ableitungen geht, kann die Wahrheit nicht in der Mitte liegen.

Im Sinne der „Ausgewogenheit“ wurden in Diskussionsrunden oft Virusleugner und veritable Virologen nebeneinander platziert. Ersteren wurde hier eine Bühne geboten, nicht um empirisch überprüfbare Hypothesen vorzutragen und abzuwägen, sondern um baren Unsinn in die Welt zu setzen. „Da darf es [...] (jedoch) keinen Kompromiss geben. [...] Ein Kompromiss zwischen wissenschaftlicher Wahrheit und schrecklichem Unsinn ist immer noch schrecklicher Unsinn.“<sup>11</sup>

Aus all diesen Gründen ist mehr Engagement der Wissenschaft in der Wissenskommunikation ein allzu berechtigtes Desiderat. Forderungen, „dass Forscher, die mit viel Geld unterstützt werden, auch Publikationen herausbringen, in denen die Ergebnisse verständlich aufbereitet werden“,<sup>12</sup> oder dass „Wissenschaft im Alltag verständlich“ sein muss,<sup>13</sup> lässt sogar das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) immer wieder verlauten. Gleichfalls völlig zu Recht fordert das bereits zitierte Positionspapier des Wissenschaftsrates, dass der Dialog mit der Öffentlichkeit bereits Gegenstand der universitären Ausbildung sein muss.<sup>14</sup>

## Wissenskommunikation und Sprache

Es steht außer Zweifel, dass für jegliche Art von Kommunikation Sprache ein konstitutives Element darstellt. Trotzdem wurde die Rolle der Sprachwahl in der Wissenskommunikation bisher schlichtweg ignoriert.

In der Forschung hat sich bekanntlich das Englische als ausschließliche Verkehrssprache durchgesetzt, was für den raschen weltweiten Austausch große Vorteile mit sich bringt. Andererseits ist das Englische im Begriff, auch im Inland die Landessprache aus Forschung und Lehre (insbesondere in den natur- und technikkissenschaftlichen Disziplinen) vollständig zu verdrängen, inzwischen sogar bis hin zur grundständigen akademischen Lehre. So ist von 2008 bis 2022 die Zahl englischsprachiger Studiengänge um sechshundert Prozent angewachsen.<sup>15</sup> In der aktuellen Forschung werden landessprachliche Terminologien nicht mehr entwickelt, bestehende werden zurückgebaut. Wissenschaftler erklären, dass sie gar nicht mehr in der Lage sind, ihr Gebiet auf Deutsch zu beschreiben, und die meisten Forschungsinstitutionen sehen in ihnen für die Laienöffentlichkeit bestimmten Internetauftritten keine landessprachlichen Versionen mehr vor. Wie eine Stichprobe des Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS) ergab, präsentieren sich in einer großen außeruniversitären Forschungseinrichtung, die sich mit Fragen der Gesundheitsvorsorge befasst, also mit Themen hoher gesellschaftlicher Relevanz, etwa 82 Prozent aller Arbeitsgruppen Laien gegenüber ausschließlich in englischer Sprache (Stand Mai 2021).

Dieser Rückzug in eine englischsprachige Filterblase birgt das Potenzial gesellschaftlicher Spaltung: Auf der einen Seite eine „Elite“, die sich mit dem Distinktionsmerkmal „Bitte nur Englisch“ selbst zelebriert – und auf der anderen Seite die „Ungebildeten“, für die eine der „Elite“ nicht würdige Landessprache das integrierende Medium darstellt. Erinnerungen an die Zeit der Scholastik werden wach.

Gerade die Diskurse während der Corona-Pandemie führten allen Beteiligten vor Augen, dass der Dialog zwischen Wissenschaft einerseits und Öffentlichkeit beziehungsweise Politik andererseits nur inter- und transdisziplinär geführt werden kann. Stets müssen auch ethische, juristische, kulturelle und wirtschaftliche Aspekte mitbedacht werden. Dies kann nur in der jeweiligen Landessprache erfolgreich verlaufen. Die

fehlende gesellschaftliche und kulturelle Integration ausländischer Akademiker, die während ihres Aufenthalts in Deutschland keine Gelegenheit erhalten, die deutsche Sprache zu erlernen, sowie die mangelnden Chancen für Absolventen englischsprachiger Studiengänge, als Fachkräfte auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, sind weitere Aspekte, die hier nicht weiter problematisiert werden können.

Oft begegnet man dem Argument, von der binnenwissenschaftlichen – ausschließlich englischsprachigen – Kommunikation sei der Dialog mit der landessprachlich verfassten Öffentlichkeit in keiner Weise berührt.<sup>16</sup> Diese Trennung zwischen „interner“ und „externer Wissenschaftskommunikation“ ist jedoch nicht aufrechtzuerhalten: Die Wissenschaft darf sich nicht als Bereich verstehen, der jenseits der sie tragenden Gesellschaft angesiedelt ist. Der binnenwissenschaftliche Diskurs muss bereits während des Forschungsprozesses inter- und transdisziplinäre Aspekte mitbedenken und – wie oben ausgeführt – sich auch in frühen Stadien mit anderen gesellschaftlichen Akteuren etwa über juristische, ethische, kulturelle oder ökologische Implikationen austauschen. Dies kann nur vor dem Hintergrund der eigenen kulturellen und Forschungstraditionen und in der Landessprache geschehen. Wissenschaft trägt eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung.

### Hochschullehre: Ein Feld der Wissenskommunikation

Eine strikte Trennung zwischen „interner“ und „externer“ Kommunikation ist auch deshalb obsolet, weil beide Bereiche innig verklammert sind – am deutlichsten sichtbar in der akademischen Lehre. Universitäre Lehre soll nicht auf Wissensreproduktion abzielen, sondern das methodische Hinterfragen einüben und Wissensreorganisation ermöglichen. Dazu muss sie sich an der aktuellen Forschungsfront bewegen, Wissens- und Wissenschaftsvermittlung jedoch auch immer gemeinsprachlich rückführbar halten.<sup>17</sup> In der Lehre steht eher die gnoseologische denn die kommunikative Dimension<sup>18</sup> von Sprache im Vordergrund.

Nur der geringste Teil der Absolventen verbleibt an der Universität. Zum größten Teil werden vielmehr die zukünftigen Fachkräfte ausgebildet, die weiterhin befähigt bleiben müssen, in ihren später außerhalb des Wissenschaftsbetriebs angesiedelten Tätigkeitsfeldern

wissenschaftliche Expertise und gesamtgesellschaftliche Fragen in der Landessprache zusammenzuführen. Hochschulen erfüllen also einen Sicherstellungsauftrag. Die gänzliche Abschaffung deutschsprachiger Lehrangebote an immer mehr Hochschulen wirft damit abermals die Frage nach der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung der Wissenschaft auf.

Wenn also der Wissenschaftsrat anmahnt, dass bereits die Studenten in ihrer Ausbildung an das Thema Kommunikation herangeführt werden sollen,<sup>19</sup> sollte er sich die Frage gefallen lassen, wie das umgesetzt werden soll, wenn an immer mehr Hochschulen deutschsprachige Lehrangebote abgeschafft werden und Terminologien (die stets auf gemeinsprachlichen Metaphern aufbauen),<sup>20</sup> nicht mehr vermittelt werden.

### Schlussfolgerung

Je stärker die Öffentlichkeit von wissenschaftlicher Information aus zweiter und dritter Hand abhängig ist, dürfte die Wissenschaftsfeindlichkeit durch allfälliges Misstrauen gegenüber medialer Berichterstattung potenziert werden. Die Kommunikation zwischen den verschiedenen Bereichen ist aufgrund der unterschiedlichen Begrifflichkeiten, Ziele, Logiken, Interessen und Fachvokabulare schwierig genug. Sollte sich der inländische Wissenschaftsbetrieb noch weiter in eine rein englischsprachliche „Parallelwelt“ jenseits der Allgemeingesellschaft zurückziehen, würde das die sich in erschreckender Weise ausbreitende Wissenschaftsskepsis weiter befördern.



### Prof. Dr. Ralph Mocikat

ist Immunologe und lehrt an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Daneben befasst er sich mit Wissenschaftslinguistik, zu der er zahlreiche Publikationen vorgelegt hat. Er ist Mitgründer und Erster Vorsitzender des Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS).

---

### Danksagung

Der Autor dankt PD Dr. H.H. Dieter, Prof. Dr. O. Rösch sowie Prof. Dr. G. Tolkiehn für stimulierende Diskussionen und wertvolle Anregungen.

## Anmerkungen:

- 1 Gärditz, Klaus Ferdinand: Wissenschaftliche Gegenöffentlichkeit braucht Distanz, in: *Forschung und Lehre* 5/2023, S. 336-337.
- 2 Janich, Nina / Roth, Kersten Sven: Zwischen Elfenbeinturm und rauer See – zum prekären Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik und seiner Mediatisierung am Beispiel der „Corona-Krise“, <https://www.ger.ovgu.de/Fachgebiete/Germanistische+Linguistik/Projekt+%E2%80%9EZwischen+Elfenbeinturm+und+rauer+See%E2%80%9C.html>, Stand: 2.1.2024.
- 3 Wissenschaft im Dialog: Wissenschaftsbarometer 2020, [https://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user\\_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Bilder/Wissenschaftsbarometer\\_2020/20\\_Wiba\\_Aussagen\\_C.jpg](https://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Bilder/Wissenschaftsbarometer_2020/20_Wiba_Aussagen_C.jpg), Stand: 2.1.2024.
- 4 Wissenschaft im Dialog: Wissenschaftsbarometer 2023, <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/wissenschaftsbarometer/wissenschaftsbarometer-2023/#c14880>, Stand: 27.12.2023.
- 5 <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/wisskomm-quartett/folge-12-das-defizit-modell-in-der-wissenschaftskommunikation/>, Stand: 2.1.2024.
- 6 Light, Nicholas / Fernbach, Philip M. / Rabb, Nathaniel / Geana, Muger V. / Sloman, Steven A.: Knowledge overconfidence is associated with anti-consensus views on controversial scientific issues, in: *Science Advances* 8/2022, S. 29.
- 7 Wissenschaftsrat: Impulse aus der COVID-19-Krise für die Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems in Deutschland, Positionspapier vom Januar 2021, Drucksache 8834-21, <https://www.wissenschaftsrat.de/download/2021/8834-21.html>, Stand: 3.1.2024.
- 8 Wissenschaft im Dialog: Wissenschaftsbarometer 2023.
- 9 Mocikat, Ralph: Unveröffentlichte Beobachtungen.
- 10 Menachery, Vineet u. a.: A SARS-like cluster of circulating bat coronaviruses shows potential for human emergence, in: *Nature Medicine* 21/2015, S. 1508-1513.
- 11 Aigner, Florian: Dümmer als wir dachten, in: *Laborjournal* 7-8/2021, S. 10-13. [https://www.laborjournal.de/epaper/LJ\\_21\\_07.pdf](https://www.laborjournal.de/epaper/LJ_21_07.pdf), Stand: 4.1.2024.
- 12 Wanka, Johanna: Interview, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27.7.2015, <https://www.bmbf.de/bmbf/shareddocs/interviews/de/sorgen-ernst-nehmen-aber-nicht-stark-auf-stimmungen-reagieren.html>, Stand: 4.1.2023.
- 13 Karliczek, Anja: Bundestagsrede 22.3.2018, <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/975954/858936/e9f59114/be905e438c43ff9c0863d98/33-6-bmbf-bt-data.pdf?download=1>, Stand: 4.1.2023.
- 14 Wissenschaftsrat: Impulse aus der COVID-19-Krise.
- 15 <https://www.hsi-monitor.de/themen/internationale-studiengaenge/internationale-studiengaenge-grunddaten/>, Stand: 15.1.2023.
- 16 Zum Beispiel ADAWIS: Interner Briefwechsel mit dem BMBF.
- 17 Thielmann, Winfried: Anglophonie in der wissenschaftlichen Lehre – zur wissenschaftlichen Dynamik der Sprachenfrage bezüglich einer essentiellen Transferrichtung, in: *Zeitschrift für Kultur und Kollektivwissenschaft* 7/2021.
- 18 Ehlich, Konrad: *Medium Sprache*, in: *Sprache und sprachliches Handeln*, hrsg. von Dems., Band I, Berlin / New York 2007, S. 151-165.
- 19 Wissenschaftsrat: Impulse aus der COVID-19-Krise.
- 20 Thielmann, Winfried: Terminologiebildung im interlingualen Feld – Wissenschaftssprachliche Voraussetzungen und terminologische Fallstricke an Beispielen des deutsch-englischen Sprachvergleichs, in: *Fachsprache* 3-4/2016, S. 129-142.

Keine Unterwerfung unter das All-English

# Englische Lehrsprache an französischen Universitäten

Pierre Frath

Ist die Unterwerfung der europäischen Universitäten und der Forschung unter das All-English unumgänglich? Wir glauben es nicht. Alles wird von einem Kräfteverhältnis abhängen, das wir schaffen müssen, um diesem schädlichen Konformismus entgegenzutreten. Nichts ist von vorneherein entschieden. Es gibt Kämpfe, die man führen muss, auch wenn der Sieg in weiter Ferne zu liegen scheint.<sup>1</sup>

Der 1998 begonnene und 2010 abgeschlossene Prozess der Annäherung der europäischen Universitäten, besser bekannt als Bologna-Prozess, hat zu einer allgemeinen Anerkennung von Universitätsabschlüssen in Europa geführt und somit wesentlich zur studentischen Mobilität beigetragen, insbesondere durch die Erasmus-Programme. Viele europäische Studentinnen und Studenten können so ihr Studium ganz oder teilweise in einem anderen Land des Kontinents absolvieren. Die Sprachenfrage wurde in den Diskussionen nicht direkt angesprochen. Es war mehr oder weniger selbstverständlich, dass die Studenten in der Sprache des Gastlandes studieren würden, was die Länder bevorzugen würde, deren Sprachen in den europäischen Sekundarschulen gelernt wurden, vor allem Englisch,

aber damals auch viel Französisch, Deutsch und Spanisch. Was die anderen Länder betreffe, so würden diese entweder vorangehende Kurse zum Erlernen ihrer Sprachen einführen oder Unterricht in einer der Mehrheitssprachen anbieten.

Das Ergebnis ist bekannt: In der überwiegenden Mehrheit der Fälle wurden englischsprachige Studiengänge angeboten. Einige Länder (und nicht die unbedeutendsten) sind sogar so weit gegangen, ihre eigenen Sprachen durch Englisch zu ersetzen, fast vollständig wie in den Niederlanden oder teilweise in Deutschland. Infolgedessen wurde Englisch zur Lingua Franca des Studiums in Europa, mit vielen bislang kaum dokumentierten unerwünschten Folgen (Lernschwierig-

keiten für Studenten, die die englische Sprache nicht auf ausreichendem Niveau beherrschen, sinkendes Niveau der englischen Studiengänge, Konkurrenz zwischen den Universitäten und Kommerzialisierung der Abschlüsse, Domänenverlust für Sprachen, Verlust des Einflusses großer Länder wie Deutschland und vieles mehr). Es fällt schwer, die Gründe für eine derart selbstmörderische Situation zu verstehen.

### **Studiengänge auf Französisch liegen im Trend**

In Frankreich ist die Lage nicht so ernst wie in anderen Ländern. Im französischsprachigen Afrika gibt es eine große Nachfrage nach Universitätsstudiengängen auf Französisch, aber auch in Ländern, in denen der Französischunterricht lebendig geblieben ist (wie bisher in Russland) oder in jüngster Zeit ausgebaut wurde (wie in China). Die Zahl der frankophonen ausländischen Studenten in Frankreich wird auf etwa 400.000 geschätzt, von denen die Hälfte Afrikaner sind, was etwa 13 Prozent der Gesamtzahl entspricht. Diese Zahlen steigen schnell an und sind nicht auf den Gebrauch der englischen Sprache zurückzuführen. Die Universitäten ignorieren diese Tatsache jedoch und die Attraktivität des Studiums auf Französisch wird weitgehend unterschätzt. An der Universität Paris 8 beispielsweise liegt die Zahl der ausländischen Studenten je nach Jahr zwischen 26 und 29 Prozent, und dennoch hat sie eine Kommission für die Anglisierung der Kurse eingesetzt. Stellt man sich die Frage, was mit den Studenten geschehen soll, die die englische Sprache nicht beherrschen? Welchen Prozentsatz an ausländischen Studenten möchte man erreichen? 50 Prozent? 75 Prozent?

Für Frankreich hätte die Anglisierung der Studiengänge entgegen der allgemeinen Meinung zu allererst einen Rückgang der Zahl ausländischer Studenten zur Folge, welcher durch den Wettbewerb mit englischsprachigen ausländischen Universitäten noch verschärft würde. Diese Argumente verhindern jedoch nicht, dass sich der Konformismus des All-English mit aller Macht an den Universitäten durchsetzt. Ein afrikanisches Sprichwort sagt: „Man kann das Meer nicht mit den Armen aufhalten.“ Mit intelligenten Argumenten kommt man nicht gegen Konformismus an.

Die Konformisten bevorzugen das Englische trotz der vielen Nachteile, die es mit sich bringt, weil sie einfach nur gedankenlos dem folgen, was alle anderen sagen. Die Nachteile hat der Autor bereits an anderer Stelle

beschrieben.<sup>2</sup> Es gibt jedoch auch Widerstand gegen die Anglisierung, vor allem in den Geistes- und den Literaturwissenschaften. Außerdem kommt die Forderung nach einem komplett englischsprachigen Studium vor allem von den Grandes Écoles, die meist nicht zur Universität gehören, und von den Universitäten, die viele englischsprachige Ausländer anwerben wollen (oder darauf hoffen).

Die Franzosen sind sich nicht immer bewusst, dass es eine sehr große Anzahl an französischsprachigen Studenten gibt, die in Frankreich auf Französisch studieren möchten. Diese werden jedoch nicht immer ermutigt. Es gibt unverständliche Visabeschränkungen, die entweder auf offizielle Anweisungen oder auf die Inkompetenz lokaler Konsulate zurückzuführen sind. Auch die Stipendienpolitik ist mangelhaft.

### **Anglisierung der Universitäten**

In Frankreich wird nicht bemerkt, dass die Nicht-Frankophonen, die in Frankreich studieren, oft keine englischen Muttersprachler sind. Dann muss man ihnen Englischunterricht geben, was eigentlich lächerlich ist: Man könnte ihnen auch Französisch beibringen. Außerdem entscheiden sich diese nicht-frankophonen Studenten häufig für Frankreich, entweder, weil das Studium dort billiger ist als anderswo oder weil sie in englischsprachigen Ländern gescheitert sind. Das Ergebnis: In den englischsprachigen Studiengängen sind es oft nicht die besten Studenten, die zum Studium nach Frankreich gehen. Die französischsprachigen Studenten hingegen werden in ihren Ländern ausgewählt und haben daher gute Chancen, im Studium gute Ergebnisse zu erzielen.

Bei vielen Forschern gibt es eine kulturelle Veranlagung, Französisch zu bevorzugen, aber es gibt auch ein Arsenal an restriktiven Gesetzen, angefangen mit der Loi Toubon (1994) und der Loi Fioraso (2013), die ihnen sehr helfen.

Hilfe wird auch von Vereinigungen geleistet, die gegen die Anglisierung und für den Erhalt der französischen Sprache kämpfen. Unter ihnen ist das Observatoire européen du plurilinguisme (OEP), das Europäische Forum für Mehrsprachigkeit, einzigartig, da es sich für die Mehrsprachigkeit und damit für alle minderheitlich gesprochenen oder angegriffenen Sprachen einsetzt, unabhängig davon, ob es sich um Nationalsprachen wie Französisch oder Deutsch oder um Regional-

sprachen handelt. So setzt sich der OEP seit vielen Jahren gegen die Anglisierung der Universitäten und der Forschung ein. Die Loi Toubon und die Loi Fioraso können den Gebrauch der englischen Sprache an Universitäten in vernünftigen Grenzen halten, aber leider werden sie von einigen Universitäten nicht eingehalten, und die Regierung unternimmt nichts, um sie durchzusetzen. Deshalb versuchen wir nun, sie gegen die Untätigkeit der Regierung und den Konformismus der Universitäten durchzusetzen, und zwar mit Hilfe von Gerichtsverfahren. Diese waren jedoch bisher leider nicht von Erfolg gekrönt.

### **Das Toubon-Gesetz (1994)**

Dies ist ein Gesetz, das vom Kulturminister Jacques Toubon eingeführt wurde, um die französische Sprache an den Universitäten dauerhaft zu etablieren:

„Die Sprache des Unterrichts, der Prüfungen und Auswahlverfahren sowie der Diplomarbeiten und Dissertationen in den öffentlichen und privaten Bildungseinrichtungen ist Französisch, abgesehen von Ausnahmen, die durch die Erfordernisse des Unterrichts von Regional- oder Fremdsprachen und -kulturen gerechtfertigt sind, oder wenn die Lehrkräfte ausländische Gast- oder assoziierte Lehrer sind. Ausländische Schulen oder Schulen, die eigens für die Aufnahme von Schülern mit ausländischer Staatsangehörigkeit eröffnet wurden, sowie Schulen, die einen Unterricht mit internationalem Charakter anbieten, sind von dieser Verpflichtung ausgenommen.“

Dieser Text aus dem Jahr 1994 war bereits sehr restriktiv, insbesondere was den Unterricht in englischer Sprache durch nicht-englischsprachige Personen sowie die Abschlüsse, die in französischer Sprache absolviert werden müssen, betraf. Es war nicht klar, was „Schulen, die einen Unterricht mit internationalem Charakter anbieten“, sein sollen, und die Direktoren einiger Universitäten und Hochschulen wollten diesen Begriff noch weiter abschwächen, um ungehindert Unterricht in englischer Sprache abhalten zu können. Sie schlugen daraufhin der Ministerin Fioraso, die dies akzeptierte, einen Text vor, dessen Folge die Liquidierung des Toubon-Gesetzes gewesen wäre. Wir vom Observatoire européen du plurilinguisme (OEP) waren entsetzt. Aber wir verfassten daraufhin Argumentationshilfen gegen das All-English und trugen sie auf Kolloquien vor. In Brüssel hatten wir das Glück, Pouria Amishahi zu treffen, einen sozialistischen

Abgeordneten iranischer Herkunft, der sehr militant gegen das All-English auftrat. Wir gaben ihm alle unsere Argumente, und er nutzte sie in der parteiübergreifenden parlamentarischen Gruppe, die er leitete und die hervorragende Arbeit leistete. Anschließend wurde der Text an den Senat weitergeleitet, der ihn noch einmal änderte.

Der Kampf gegen das All-English ist leider keine Sorge der Linken. Die „linken“ Zeitungen wie Le Monde oder Libération leisteten eine miserable Arbeit zum Fioraso-Gesetz. Im Gegensatz dazu gab es viele sehr gute Artikel in der „rechten“ Presse wie Le Figaro und La Croix. Für die Sozialisten ist die Verteidigung der französischen Sprache eine nationalistische, an der Grenze zur Reaktion stehende Position. Der Autor dieses Textes war als Linkswähler persönlich oft entsetzt über den Diskurs der Linken zu diesem Thema.

### **Das Fioraso-Gesetz (2013)**

Endgültige vollständige Fassung des Artikels L121-3 (Gesetz Nr. 2013-660 vom 22. Juli 2013):

„I. Die Beherrschung der französischen Sprache und die Kenntnis von zwei weiteren Sprachen gehören zu den grundlegenden Zielen des Unterrichts.  
II. Die Sprache des Unterrichts, der Prüfungen und Auswahlprüfungen sowie der Diplomarbeiten und Dissertationen in den öffentlichen und privaten Bildungseinrichtungen ist Französisch. Ausnahmen können begründet werden:

- mit Erfordernissen beim Unterricht von Regional- oder Fremdsprachen und -kulturen;
- wenn es sich bei den Lehrkräften um ausländische Gastprofessoren oder assoziierte Professoren handelt;
- mit pädagogischen Erfordernissen, wenn der Unterricht im Rahmen eines Abkommens mit einer ausländischen oder internationalen Einrichtung gemäß Artikel L.123-7 oder im Rahmen eines europäischen Programms erteilt wird;
- mit der Entwicklung von mehrsprachigen grenzüberschreitenden Studiengängen und Diplomen.

In diesen Fällen dürfen die Hochschulstudiengänge nur teilweise in einer Fremdsprache angeboten werden und unter der Bedingung, dass in der Akkreditierung für diese Studiengänge der Anteil der auf Französisch zu erteilenden Lehrveranstaltungen festgelegt wird. Der für den Gebrauch der französischen Sprache in Frankreich zuständige Minister wird unverzüglich über die gewährten Ausnahmen, deren Frist und den Grund für diese Ausnahmen informiert.

Ausländische Studierende, die ihre Ausbildung in einer Fremdsprache erhalten, nehmen an verpflichtendem Unterricht in der französischen Sprache teil, wenn sie keine ausreichenden Französisch-Kenntnisse nachweisen können. Ihr Niveau der ausreichenden Beherrschung der französischen Sprache wird für den Erwerb des Abschlusses bewertet.

Der angebotene Unterricht ermöglicht es französischsprachigen Schülern, die Beherrschung der Unterrichtssprache zu erwerben, in der diese Kurse abgehalten werden.

Ausländische Schulen oder Schulen, die eigens für die Aufnahme von Schülern mit ausländischer Staatsangehörigkeit etabliert wurden, sowie Schulen, die einen Unterricht mit internationalem Charakter anbieten, unterliegen nicht der im ersten Absatz vorgesehenen Verpflichtung.“

Der Text des Toubon-Gesetzes wird präzisiert und konsolidiert: Prüfungen auf Französisch (außer in Ausnahmefällen), keine vollständig englischsprachigen Programme (Anteil zu erwägen), Französischunterricht für Ausländer und Berücksichtigung des Französischniveaus bei den Prüfungen. Leider bleibt der Text über „Schulen, die einen Unterricht mit internationalem Charakter anbieten“, erhalten, auf den sich die Schulen, die alles auf Englisch machen wollen, gestützt haben.

## **Die aktuelle Situation**

Zu Beginn des akademischen Jahres 2022 gab es 1.108 Masterstudiengänge, die vollständig auf Englisch angeboten wurden, was 35 Prozent aller bestehenden Masterstudiengänge entspricht. Fünf Jahre zuvor hatte diese Zahl 777 betragen. Zu Beginn des Studienjahres 2013, dem Jahr des Fioraso-Gesetzes, waren es 482. Die Zahl der rein englischen Studiengänge auf Master-niveau nimmt also zu, was eindeutig im Widerspruch zum Fioraso-Gesetz steht. Bisher unternimmt die Regierung nichts, um das Gesetz durchzusetzen, weshalb der OEP und andere Vereinigungen die Universitäten verklagten.

## **Die Klage des OEP gegen die Université de Bourgogne**

Der OEP klagte gegen die Universität Dijon, eine Universität, die nicht durch eine hohe Anzahl an englischsprachigen Studiengängen auffällt. Zuvor hatte eine andere Vereinigung bereits eine Klage gegen die École Normale Supérieure (ENS) eingereicht. Dies war ein Misserfolg, aber die Rechtsprechung der Pariser Cour Administrative d'Appel (so etwas wie das Bundesverwaltungsgericht), die der ENS Recht gab, bleibt ein Einzelfall und kann nicht verallgemeinert werden. Daher ist die vom OEP eingelegte Berufung so wichtig.

Es geht um Folgendes: Die Universität Dijon ist der Ansicht, dass sie – wie die Abteilung der ENS, auf die sich die Klage gegen die ENS bezog – als „Schule, die eine Ausbildung mit internationalem Charakter anbietet“, betrachtet werden kann. Wir sind jedoch der Meinung, dass dies nicht der Fall ist. Es gibt internationale Bildungseinrichtungen mit Unterricht in Französisch und Fremdsprachen, aber sie sind das Ergebnis zwischenstaatlicher Vereinbarungen. Dasselbe gilt für die Deutsch-Französische Hochschule und die Italienisch-Französische Hochschule, die 1997 und 1998 gegründet wurden. Nur weil eine Universität auf Englisch unterrichtet und ausländische Studierende aufnimmt, kann sie sich noch lange nicht als „Schule mit internationalem Lehrangebot“ bezeichnen. Damit werden Ursache und Wirkung vertauscht: Englischsprachige Lehre würde ipso facto den Universitäten den Status einer internationalen Schule verleihen, während umgekehrt gerade erst die Erlangung dieses Status jene Lehrveranstaltungen ermöglichen sollte, die von dem durch das Gesetz festgelegten allgemeinen Fall abweichen. Das Gesetz würde damit bedeutungslos.

Die Hoffnung ist, dass ein Sieg zu einem Präzedenzfall wird, der die Universitäten zur Anwendung des Gesetzes zwingt. Wir könnten auch andeuten, dass auf Englisch erworbene Abschlüsse möglicherweise nicht gültig sind, was für die Presse interessant sein könnte. Wir könnten dann zu Debatten in der Presse und im Fernsehen eingeladen werden, was uns bislang nicht gelungen ist.

### Die Positionen des OEP

Unser Hauptargument ist die Einhaltung des Fioraso-Gesetzes, das seit seiner Verabschiedung im Jahr 2013 regelmäßig missachtet wird. Es ist die Aufgabe der Regierung und insbesondere des Ministeriums für Hochschulbildung, dieses Gesetz lückenlos umzusetzen. Es wird daher keine Studiengänge geben, die vollständig in Englisch abgehalten werden, mit einigen Ausnahmen, zum Beispiel in den Englischabteilungen.

Der OEP lehnt die englische Sprache nicht ab. Sie spielt eine wichtige Rolle in der internationalen wissenschaftlichen Kommunikation. Französische Forscher müssen sie daher beherrschen und sie muss an den Universitäten gelehrt werden. Andererseits sind wir dagegen, Französisch in Kursen und Labors durch Englisch zu ersetzen. Es kann Vorlesungen oder Vorträge auf Englisch und in anderen Sprachen geben, aber nicht systematisch und vor allem nicht von französischsprachigen Dozenten gehalten.

Wir schlagen eine Publikationspolitik auf drei Ebenen vor: national, europäisch und weltweit. Die Niederschrift sollte aufgrund der besseren Ausdrucksfähigkeit zunächst auf Französisch erfolgen, und zwar in hochwertigen französischsprachigen Zeitschriften. Wenn die europäischen Länder das Gleiche tun, kann man dann auf europäischer Ebene Texte in verschiedenen Sprachen veröffentlichen – versehen mit Zusammenfassungen in Englisch, Französisch oder Deutsch. Auch Programme wie DeepL könnten von den Forschern für die Übersetzung verwendet werden. Veröffentlichungen für den Rest der Welt könnten in englischer Sprache erfolgen, aber nicht nur in den angelsächsischen Zeitschriften, die derzeit die Forschung dominieren: Europa verfügt über die nötigen Kompetenzen, um qualitativ hochwertige europäische Zeitschriften zu gründen.

### Schlussfolgerung: Gibt es Hoffnung?

Vielleicht. Doch die jüngeren Generationen sind allzu oft stark angliisiert, weitgehend aus Konformismus (als Modernismus getarnt) und mangelnder Reflexion (es gibt nur wenige Pro-Englisch-Argumente, welche sämtliche starken Argumente gegen das All-English übersehen). Jüngere Kollegen beherrschen das Englische besser als ältere, was es ihnen oft ermöglicht, Macht gegen diese aufzubauen und sie von der Spitze der Labors und von Publikationen zu verdrängen. Andererseits könnte der Prestigeverlust der USA das Englische langfristig schwächen.

Doch durch welche Sprache soll das Englische ersetzt werden? Der OEP befürwortet Mehrsprachigkeit, aber diese Lösung ist komplex. Wir sind der Meinung, dass man Studenten guten Englischunterricht bieten soll, aber weiterhin auf Französisch (und in anderen Ländern in anderen Landessprachen) lehren und forschen sollte. Es sollte keine Abkehr von der Landessprache in der Wissenschaft geben. Es braucht europäische Überlegungen zu diesem Thema und internationale Abkommen, die alle Sprachen respektieren, insbesondere bei Veröffentlichungen.

Vielleicht könnten bei Kontakten zwischen Wissenschaftlern auf Konferenzen oder über Publikationen KI-Technologien wie DeepL tatsächlich hilfreich sein. Der Autor dieses Textes spricht ein Alltags-, nicht-wissenschaftliches Deutsch. Es ist DeepL zu verdanken, dass er diesen Text auf Deutsch verfassen konnte, ausgehend von einer ersten Version auf Französisch. Die Übersetzung wurde dann von deutschen Kollegen überprüft. Der Autor konnte den Text auch in einer mündlichen Präsentation auf einem Kolloquium und in den anschließenden Diskussionen verwenden.

In jedem Fall sollte die Zusammenarbeit mit ausländischen Verbänden, die die gleichen Ziele verfolgen, fortgesetzt werden. ADAWIS und OEP arbeiten schon seit Langem zusammen. Vielleicht wäre es an der Zeit, eine gesamteuropäische Struktur aufzubauen, die ähnliche Verbände in den verschiedenen Ländern zusammenbringt. Wenn es uns gelänge, in anderen Sprachen als dem Englischen zusammenzuarbeiten, wäre dies ein vielversprechender Anfang.



## Pierre Frath

war Professor an der Université de Reims Champagne-Ardenne. Seine Forschung konzentriert sich zur Zeit auf Mehrsprachigkeit in Afrika und auf die Anglisierung der Universitäten. Er hat rund 150 Artikel ([www.res-per-nomen.org](http://www.res-per-nomen.org)) und einige Bücher veröffentlicht.

---

---

### Anmerkungen:

- 1 Viele der Daten, die in diesem Text erwähnt sind, wurden von Christian Tremblay ([ctremblay@neuf.fr](mailto:ctremblay@neuf.fr)), dem Präsidenten des Observatoire européen du plurilinguisme, gesammelt, <https://observatoireplurilinguisme.eu/>
- 2 Frath, Pierre: L'enseignement et la recherche doivent continuer de se faire en français dans les universités francophones, publié sur les sites de l'Association des Professeurs de Langues Vivantes (<http://www.aplv-languesmodernes.org/>) et de l'Observatoire Européen du Plurilinguisme (<http://www.observatoireplurilinguisme.eu/>) 2011. Également dans l'Atelier du roman, Flammarion, Paris 2012. Es gibt eine russische Übersetzung dieses Textes von Natalia Balandina; Frath, Pierre: Anthropologie de l'anglicisation, Editions Sapientia Hominis, Reims 2019, <http://sapientia-hominis.org/fichiers/catalogue.html>

Der Artikel wurde übersetzt mit [www.DeepL.com/Translator](http://www.DeepL.com/Translator) (kostenlose Version). DeepL-Übersetzung von Madeleine Wolf und Ralph Mocikat überprüft (vielen Dank).

Zauberwort „Internationalisierung“

# Die (verhüllte) Sprachenpolitik in Italien

Giancarmine Bongo

In Italien ist derzeit keine Sprachenpolitik erkennbar, die sich mit den Bedingungen der gegenwärtigen Mehrsprachigkeit auseinandersetzt.

Die Internationalisierung der Hochschulen und die fortschreitende Anglophonisierung der Lehre stellen jedoch indirekt eine Sprachenpolitik dar, die weitreichende sprachliche Konsequenzen für die Gesellschaft haben kann.

Zur allgemeinen Einführung in die aktuelle Situation in Italien sei vorausgeschickt, dass man nicht von einer umfassenden Sprachenpolitik sprechen kann, so wie es auch keine artikuliert Debatte über eine Sprachenpolitik im heutigen Kontext der Mehrsprachigkeit gibt (ich betone dies, weil es im heutigen Kontext der Sprachenpolitik eben nicht nur um das Italienische beziehungsweise die Nationalsprache geht respektive gehen sollte). Die vereinzelt und sparsamen Hinweise auf die Sprachenfrage bleiben oft eher ahistorisch und damit noch an der Oberfläche (als Appell an die Identität und als Beschwörung der großen Tradition der italienischen Sprache und Kultur). Als Beispiel für einen solchen Appell sei ein Auszug aus einer Rede

des italienischen Staatspräsidenten Sergio Mattarella angeführt:

„Aus welcher Perspektive auch immer man es betrachtet, von der italienischen Sprache zu sprechen, bedeutet, von unserer Identität zu sprechen. Es ist kein Zufall, dass wir sie als unsere Muttersprache definieren, denn sie stellt einen Faktor des Zusammenhalts einer ganzen Bevölkerung dar, einschließlich der sehr großen Gemeinschaft unserer Landsleute im Ausland, und sie ist außerdem ein hervorragendes Instrument zur Verbreitung unserer Kultur. Das Italienische ist eine lebendige Sprache, es hat eine glorreiche Vergangenheit, aber auch eine sichere Zukunft, da es in der Lage

ist, sich dem historischen Moment anzupassen und die Gefühle der Menschen von gestern und heute vollständig auszudrücken.“<sup>1</sup>

## Sprachenpolitik an den Hochschulen

Und doch ist eine Sprachenpolitik unumgänglich – auch wenn es so aussieht, als gäbe es sie nicht – und eine Sprachenpolitik gibt es: Die Sprachenpolitik Italiens spielt sich an den Hochschulen ab. Sie spielt sich aber nicht unmittelbar ab, sondern verhüllt sich sozusagen hinter der großen Kulisse der Internationalisierung. Das bedeutet, dass alles Sprachliche, alles, was in Sachen Sprache zu entscheiden ist, davon abhängt, was als „Internationalisierung“ gilt, notwendigerweise einfach daraus abzuleiten ist.

Internationalisierung – was aber ist das? Das Zauberwort „Internationalisierung“ wird im heutigen Hochschulbetrieb geradezu inflationär gebraucht – als wüsste jeder schon, worum es geht – und es wird sozusagen immer wieder darauf geschworen. Versucht man, es anhand offizieller Dokumente näher und konkreter zu charakterisieren, so kann man feststellen, dass Internationalisierung der Universität in erster Linie die Mobilität und Anziehung (vielmehr Verlockung) internationaler (auch außereuropäischer) Studierender meint.<sup>2</sup> Eine derartige Internationalisierung wird auch (eigentlich hauptsächlich) aus wirtschaftlichen Gründen für wünschenswert gehalten:

- Wirtschaftliche Ressourcen aus dem Ausland fließen den italienischen Universitäten und dem Land im Allgemeinen zu.
- Es werden Talente in unser Land geholt, die zu seiner Entwicklung beitragen können.
- Ausländische Studierende werden an unser Land gebunden, so dass sie morgen Gesprächspartner sein werden, die Italien gegenüber positiv eingestellt sind.<sup>3</sup>

In dieser Hinsicht scheinen rein englischsprachige Studiengänge ein naheliegendes Instrument der Internationalisierung zu sein – und eine derartige Internationalisierung wiederum ist das eigentliche sprachpolitische Instrument, wobei aber die eigentlichen sprachpolitischen Konsequenzen eines solchen Instruments nicht angemessen oder eher

überhaupt nicht thematisiert werden. Die nicht thematisierten sprachpolitischen Konsequenzen betreffen sowohl die gesamtgesellschaftliche Verantwortung von Forschung und Lehre als auch (in einer Formulierung, die eher die spezifisch sprachwissenschaftliche Dimension des Problems trifft) die soziale Verpflichtung der Wissenschaftssprache selbst (siehe S. 20f.), die von der Bestimmung der Lehrsprache praktisch abgekoppelt werden, als ob diese Bestimmung damit nichts zu tun hätte.

Die Versuche, die gesamte Problematik zu thematisieren, bleiben meist auf den engeren Bereich der Sprachwissenschaft beschränkt: Hervorzuheben sind insbesondere die lobenswerten Bemühungen der Accademia della Crusca, der ältesten, 1583 gegründeten Sprachgesellschaft, die sich das „Studium und die Bewahrung der italienischen Sprache“ zur Aufgabe gemacht hat und insgesamt gegen eine schleichende Entwertung des Italienischen kämpft. „Es gibt eine indirekte, schädliche und betrügerische Tendenz, die italienische Sprache aufzugeben und etwas zu bevorzugen, das vielleicht mittelmäßig oder von geringerem Wert ist und sich nur des Vorteils rühmt, auf Englisch angeboten zu werden“.<sup>4</sup>

### Der Fall Politecnico di Milano

Als entscheidend für die Internationalisierung wird also die Umstellung der Lehrsprache auf Englisch angesehen. Im Zuge einer weitgehend unkontrollierten Vervielfachung englischsprachiger Studiengänge spielte sich der „Fall Politecnico“ ab. Im Folgenden soll dieser Fall, der auch in der öffentlichen Debatte Resonanz gefunden hat, nur kurz zusammengefasst werden.<sup>5</sup> Der damalige Rektor der Technischen Universität Mailand hatte 2012 beschlossen, Master- und Promotionsstudiengänge in den Bereichen Ingenieurwissenschaften und Architektur nur noch in englischer Sprache anzubieten. Mehr als 100 Professoren der Technischen Universität klagten gegen diese Entscheidung vor dem Verwaltungsgericht der Lombardei und bekamen Recht.<sup>6</sup> Die Technische Universität (wohl-gemerkt gemeinsam mit dem zuständigen Ministerium) legte dagegen Berufung ein beim Consiglio di Stato, dem obersten italienischen Verwaltungsgericht, das sich wiederum zunächst an den italienischen Verfassungsgerichtshof (Corte Costituzionale) wandte. Die Geschichte gipfelte 2017 in einem Urteil des Verfassungsgerichts.<sup>7</sup> Als Kern des Urteils können die folgenden Aspekte hervorgehoben werden:

- Die Frage nach der Sprache wird ausdrücklich einerseits mit dem (aus sprachwissenschaftlicher Sicht relevantesten) Thema der Wissensvermittlung, andererseits mit der gesellschaftlichen Verantwortung für Bildung und Bürgerschaft verknüpft:  
„Die verfassungsrechtlich geforderte zentrale Stellung der italienischen Sprache zeigt sich besonders deutlich in den Schulen und Universitäten als den Orten, die institutionell mit der Vermittlung von Wissen in den verschiedenen Wissensbereichen und mit der Bildung des Einzelnen und des Bürgers betraut sind.“
- Komplette fremdsprachige Studiengänge seien mit der Verfassung vereinbar, wenn sie von italienischsprachigen Studiengängen flankiert werden.
- Einzelne Lehrveranstaltungen, die wegen ihrer „Eigenart und Besonderheit“ ausschließlich in einer Fremdsprache abgehalten werden, seien zulässig. Sie müssten jedoch nach Art und Umfang sinnvoll, verhältnismäßig und angemessen sein und „den Vorrang der italienischen Sprache ebenso wie den Gleichheitsgrundsatz, das Recht auf Bildung und die Freiheit der Lehre“ respektieren.

Auf Basis dieser Vorgaben hat das Oberste Verwaltungsgericht 2018<sup>8</sup> entschieden: Studiengänge, die ausschließlich in englischer Sprache angeboten werden, sind rechtswidrig (man könnte sagen, Mehrsprachigkeit wird als die theoretisch und empirisch angemessene Lösung bestimmt).

Ist das das Ende der Geschichte? Leider nicht. Einerseits ist das Urteil 42/2017 des Verfassungsgerichts ein Urteil, das „durch das Schweigen des Parlaments und der Regierungen im Wesentlichen ignoriert, wenn nicht sogar absichtlich und mit List missachtet wurde“.<sup>9</sup> In der Tat hat das Urteil den kontinuierlichen Anstieg der Zahl englischsprachiger Studiengänge nicht verhindert.

Heute (im akademischen Jahr 2023/24) gibt es in Italien 1.012 internationale Studiengänge (19,4 Prozent der Gesamtzahl von 5.229), darunter 153 Lauree Triennali (BA) und 859 Lauree Magistrali (MA).<sup>10</sup> Die internationalen (das heißt nahezu ausschließlich englischsprachigen) Lauree Magistrali machen mehr als ein Drittel der Gesamtzahl der Masterstudiengänge (2.473) aus.

Die Technische Universität Mailand selbst bot weiterhin hauptsächlich englischsprachige Studiengänge an. Deshalb haben die 100 Professoren erneut das Oberste Verwaltungsgericht Italiens angerufen, das am 26. September 2019 ein neues Urteil gefällt hat,<sup>11</sup> mit dem jedoch das Urteil vom 19. Januar 2018 – das den Vorrang der italienischen Sprache an der Universität sanktionierte – grundsätzlich aufgehoben wurde. Im Urteil vom 19. Januar 2018 wurde klargestellt, dass Studiengänge nicht ausschließlich in englischer Sprache angeboten werden dürfen. Es wurde jedoch kein Hinweis auf das genaue Verhältnis zwischen fremd- und italienischsprachigen Lehrveranstaltungen gegeben, da dies der autonomen Entscheidung der einzelnen Universitäten obliegt.

„Auch wenn an der Technischen Universität Mailand von insgesamt 40 Masterstudiengängen 27 auf Englisch, 4 auf Italienisch und 9 auf Italienisch und Englisch angeboten werden und auch wenn von insgesamt 1.452 Unterrichtsmodulen 1.046 auf Englisch, 400 auf Italienisch und 6 auf Italienisch und Englisch doppelt angeboten werden, gibt es eine ausreichende Anzahl von Lehrveranstaltungen in italienischer Sprache, so dass man sagen kann, dass eine Entscheidung getroffen wurde, die das Ergebnis einer verhältnismäßigen Abwägung der Interessen von verfassungsrechtlicher Bedeutung ist.“

Die Lehre kann also problemlos überwiegend in englischer Sprache erfolgen. Auch wenn es nicht möglich ist, sie ausschließlich und „vollständig“ auf Englisch umzustellen (die Lehrveranstaltungen können nicht „nur“ auf Englisch abgehalten werden, sondern müssen „auch“ auf Italienisch abgehalten werden), reicht es in der Praxis aus, einige wenige, vielleicht unbedeutende Lehrveranstaltungen auf Italienisch anzubieten, um formal in Ordnung zu sein.

Dies ist die gegenwärtige Situation: Im Prinzip kann die Anglophonisierung der akademischen Lehre ungehindert voranschreiten. Die wichtigsten sprachpolitischen Implikationen dieses Prozesses liegen jedoch – wie bereits angedeutet – außerhalb dieses Prozesses: Sie betreffen meines Erachtens die soziale Verpflichtung der Wissenschaftssprache, die im Grunde völlig verkannt wird (in der Regel selbst dann, wenn die gesamtgesellschaftliche Verantwortung von Forschung und Lehre generisch anerkannt wird). Die soziale Verpflichtung der Wissenschaftssprache anzuerkennen, würde bedeuten, sie in jede sprachpolitische Entscheidung einzubeziehen – was keineswegs der Fall ist.

## Was verkannt wird: die „soziale Verpflichtung der Wissenschaftssprache“

Die terminologische Option der „sozialen Verpflichtung der Wissenschaftssprache“,<sup>12</sup> als Aspekt der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung von Forschung und Lehre, verweist nicht einfach auf eine der Grundaufgaben der Wissenskommunikation – nämlich die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse an eine Sprachgemeinschaft; sie verweist vielmehr auf die spezifische Rolle der Sprache in diesem Prozess, auf die spezifische Verpflichtung, die ihr zukommt, sobald Wissenskommunikation stattfinden soll. Eine solche Verpflichtung ist nicht ein für allemal festgelegt, sondern hängt von der konkreten geschichtlichen Situation des Wissenschaftsbetriebs – genauer: von seiner sprachlichen Konfiguration – ab.

Worin besteht nun diese Verpflichtung gegenwärtig? In einem Umsetzungsgebot, in einer Verpflichtung zur Umsetzung: Sozial ist die Wissenschaftssprache gegenwärtig zur Umsetzung verpflichtet. Es handelt sich dabei um die Ausführung bestimmter sprachlicher Operationen, die eine nicht-englischsprachige Wissenskommunikation auch und vor allem bei einem anglophonisierten Forschungsprozess ermöglichen. Es handelt sich um die (weitgehend unerforschte) Dimension der Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse im Rahmen einer komplementären, integrativen Mehrsprachigkeit. Zentral ist dabei gerade die Rolle der akademischen Lehre.

Die Fokussierung auf das Thema der sozialen Verpflichtung der Wissenschaftssprache im Rahmen der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung von Forschung und Lehre lässt eine unübersehbare, jedoch oft eher vernachlässigte Tatsache in den Vordergrund rücken, und zwar, dass die internationale Wissenschaftssprache Englisch diese Grundaufgabe einfach nicht erfüllen kann. Das bedeutet zwangsläufig auch, dass nicht die internationale Wissenschaftssprache Englisch diese Grundaufgabe erfüllen kann, sondern prinzipiell alle anderen Sprachen, die mit der jeweiligen Sprachgemeinschaft verbunden sind. Zugespitzt könnte man so formulieren: Die „soziale Verpflichtung der Wissenschaftssprache“ verweist auf die Erforschung jener näher zu bestimmenden Dimension der Wissenskommunikation, die dadurch charakterisiert ist, dass nicht das Englische als Wissenschaftssprache, als Instrument der Wissenskommunikation, dienen kann.

## Gibt es Alternativen für das Verhältnis Internationalisierung – Lehrsprache?

Kommen wir zum Thema Internationalisierung und Sprache in der Lehre zurück. Ein allgemeines Modell zur Internationalisierung der Lehre gibt es zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht, da es noch kein angemessenes und in der Praxis reibungslos umsetzbares Modell mehrsprachiger Lehre gibt.

Dennoch gibt es im italienischen System einige Ansätze oder besser, „technische“ Möglichkeiten, die als wenigstens tentative Auswege aus der bloßen und vollständigen Anglophonisierung angesehen werden können:

- Bereits bewährte Formate wie bi- oder multilaterale Doppelstudiengänge, in denen die jeweiligen Sprachen der Partnerinstitutionen als Lehrsprachen genutzt werden können und insofern eine gute alternative Form internationalisierter Studiengänge darstellen.
- Die Möglichkeit für Studiengänge, mehrere Sprachen als Lehrsprachen zu wählen und anzugeben, wenn mindestens ein Pflichtmodul in der jeweiligen Sprache vorgesehen ist,<sup>13</sup>
- Die Förderung des Italienischen als international anerkannte Sprache in Studienfächern, die eng mit dem „Made in Italy“ verbunden sind (beispielsweise Design, Architektur, Mode, Kunst, Restaurierung). Hierfür müssen jedoch geeignete Strategien (und Richtlinien) entwickelt werden: zum Beispiel, dass die Kenntnis des Italienischen am Ende des Studiums verpflichtend ist, aber nicht am Anfang. Gleichzeitig ist damit zu rechnen, dass die Lehre zumindest im ersten Studienjahr vollständig auf Englisch abgehalten wird, parallel dazu aber auch der Besuch von Italienisch-Sprachkursen verpflichtend ist.<sup>14</sup>
- Sommerschulen als „sanfteres“ Instrument zur Förderung der italienischen Sprache: Sie können den Unterricht der Sprache in Kombination mit dem der italienischen Kultur in den Sommermonaten anbieten.<sup>15</sup>
- Projekte der „Europäischen Universitäten“ (über das Erasmus-Programm): Ziel sind stark vernetzte Universitäten (in denen im Prinzip jede Aktivität gegenseitig anerkannt wird), mit einer starken wechselseitigen Mehrsprachigkeit (auch nur auf rezeptiver Ebene).<sup>16</sup>

### Eine kleine direkte Erfahrung

Als kleines konkretes Beispiel kann abschließend auf eine Erfahrung in Neapel verwiesen werden. Im Bereich der Fremdsprachenphilologien wurde die Entscheidung getroffen, einen offiziell anerkannten internationalen Studiengang einzurichten, und zwar sowohl aus kulturellen Gründen als auch, weil solche Studiengänge wegen des oben erwähnten „Internationalisierungszwangs“ derzeit mit Belohnungsmechanismen verbunden sind. Gleichzeitig wollte man sich dem Zwang der Anglophonisierung entziehen. So wurde sozusagen in den normativen Zwischenräumen eine formale Lösung gefunden, um einen Studiengang einzurichten, der „international“ ist und als solcher bezeichnet wird, nicht, weil er englischsprachig ist, sondern gerade, weil er mehrsprachig ist. Der neue Studiengang erhielt den Namen „Lingue e Letterature per il Plurilinguismo Europeo“ („Sprachen und Literaturen für die europäische Mehrsprachigkeit“).

Konkret kommen ausländische und insbesondere außereuropäische Studierende deshalb, weil sie zum Teil Lehrveranstaltungen auf Englisch vorfinden (selbstverständlich im Bereich der Anglistik, aber auch im Bereich der methodologisch orientierten Module), und weil sie erstmals alle Prüfungen auf Englisch mit spezifisch englischsprachigen Lernmaterialien ablegen können. Mehrere Pflichtmodule finden jedoch auf Italienisch statt, und die ausländischen Studierenden lernen von Anfang an Italienisch (mit besonderem Augenmerk auf eine rezeptive Kompetenz) im Sprachenzentrum, aber auch während und gerade durch den Besuch von Lehrveranstaltungen in italienischer Sprache.

Darüber hinaus haben sie die Möglichkeit, Lehrveranstaltungen in Deutsch, Französisch, Spanisch und Katalanisch (auf unterschiedlichen Niveaus) zu besuchen, die sie flexibel kombinieren können. Die europäischen Sprachen und Literaturen werden deshalb nicht einfach parallel gelernt, sondern im Prinzip auch in der Lehre gerade durch eine mehrsprachige Gesamterfahrung.



### Giancarmine Bongo

lehrt Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Neapel Federico II. Seine Hauptforschungsinteressen liegen im Fachgebiet Deutsch als Wissenschaftssprache, als Fremd- beziehungsweise Zweitsprache sowie im Bereich der Linguistik des Wissens.

## Anmerkungen:

- 1 Rede des italienischen Staatspräsidenten Sergio Mattarella zum Internationalen Tag der Muttersprache, 21.2.2022 (Eigene Übersetzung).
- 2 Rugge, Fabio (Hrsg.): L'internazionalizzazione della formazione superiore in Italia. Le università, CRUI [Italienische Hochschulrektorenkonferenz] 2018, S. 4, <https://www2.cruai.it/cruai/cruai-rapporto-inter-digitale.pdf>, Stand: 16.1.2024. Das Dokument wird als „Bericht über die wichtigsten Merkmale der Internationalisierungsstrategien und -maßnahmen in unserem Hochschulsystem“ bezeichnet, <https://cruai.it/internazionalizzazione-delle-universita.html>, Stand: 16.1.2024.
- 3 Rugge (Hrsg.): L'internazionalizzazione della formazione superiore, S. 80.
- 4 Marazzini, Claudio: Nuove leggi sull'italiano. Ma sono davvero „politica linguistica“?, § 6. <https://accademiadellacrusca.it/it/contenuti/nuove-leggi-sull-italiano-ma-sono-davvero-politica-linguistica/32205>, Stand: 22.1.2024.
- 5 Für weitere Details sei auf die Webseite des Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS) verwiesen: <https://adawis.de/ausland/italien/?L=0jbnbv%27t%22i>, Stand: 12.1.2024.
- 6 Tribunale amministrativo regionale per la Lombardia, Regionales Verwaltungsgericht der Lombardei, Urteil Nr. 1348/2013, <https://www.federalismi.it/nv14/articolo-documento.cfm?artid=23341>, Stand: 24.1.2024.
- 7 Corte costituzionale, Urteil Nr. 42/2017, <https://www.cortecostituzionale.it/actionPronuncia.do>, Stand: 24.1.2024.
- 8 Consiglio di Stato, Urteil Nr. 617/2018, <https://portali.giustizia-amministrativa.it/portale/pages/istituzionale/visualizza>, Stand: 24.1.2024.
- 9 Marazzini: Nuove leggi sull'italiano, § 6, Stand: 22.1.2024.
- 10 Angaben nach University, <https://www.university.it/cerca-corsi>, Stand: 25.1.2024.
- 11 Consiglio di Stato, Urteil Nr. 7694/2019, <https://portali.giustizia-amministrativa.it/portale/pages/istituzionale/visualizza>, Stand: 25.1.2024.
- 12 Bongo, Giancarmine: Was ist die „soziale Verpflichtung der Wissenschaftssprache“?, in: Das Deutsche und die soziale Verpflichtung der Wissenschaftssprache, hrsg. von Giancarmine Bongo und Alessandra Zurolo, Neapel (ersch. 2024).
- 13 Nationaler Universitätsrat: Richtlinien für die Erstellung der Studienordnungen 2024/25, S. 4f., <https://www.cun.it/uploads/7757/Guida%202024-2025.pdf?v=>, Stand: 25.1.2024. Der Nationale Universitätsrat (Abkürzung CUN) ist ein beratendes Gremium des italienischen Ministeriums für Universität und Forschung, in dem die unterschiedlichen Fachbereiche vertreten sind.
- 14 Vgl. Rugge (Hrsg.): L'internazionalizzazione della formazione superiore, § 6.3.
- 15 Ebd., S. 70.
- 16 Die Universität Neapel Federico II ist Mitglied des Aurora-Konsortiums, <https://aurora-universities.eu>, Stand: 25.1.2024.

Kommentar eines im Dienst ergrauten Romanisten

# English only? Ein Plädoyer für sprachliche Vielfalt

Hans Goebel

Die auch in den Geisteswissenschaften überall vorkommende Präsenz des Englischen hat seit einiger Zeit den Charakter einer Droge: Ihr Vorhandensein verheißt vollendete Wissenschaftlichkeit und weltweite Resonanz; ihr Fehlen suggeriert Rückschrittlichkeit und Zweitrangigkeit, wenn nicht Schlimmeres. Damit ist aber ein für jede Gesellschaft folgenschwerer Traditionsbruch verbunden.

Das hier zu behandelnde Thema ist heikel, da es durchaus unter ganz verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden kann. Daher scheint es mir unabdingbar, hier meine eigene Position – auch in biographischer Hinsicht – kurz darzulegen. Als Angehöriger des Jahrgangs 1943 und Promovend des Jahres 1970 stehe ich nolens volens unter dem Eindruck von mehr als einem halben Jahrhundert Wissenschaftsgeschichte. Zwar steht im Zentrum dieser Optik „nur“ die Romanistik,<sup>1</sup> genauer: die „Romanische Sprachwissenschaft“, doch habe ich mich in den letzten Jahrzehnten immer mit großer Neugier bei Nachbardisziplinen wie der Allgemeinen und Historischen Sprachwissenschaft, der Germa-

nistik, der Anglistik und auch der Slawistik umgesehen. Freilich vermehrte sich dabei das zur Verfügung stehende Wissen nicht durch objektive Addition, sondern verdichtete sich vielmehr – ganz in der Art eines Kaleidoskops – im Lauf der Zeit unter immer neuen Blickwinkeln in sehr subjektiver Weise. Insofern liegt hier so etwas wie Oral History vor.

Freilich habe ich zu den res gestae meiner früheren Jahre schon mehrfach zur Feder gegriffen, auch was das Syndrom von English only betrifft.<sup>2</sup> Insofern bin ich bei diesen stark autobiographisch ausgerichteten Darlegungen nicht in der Position eines „blutigen Anfängers“.

## Persönliche Mehrsprachigkeit und Romanistik

Die „Romanische Philologie“ (alias „Romanistik“) ist als Produkt der deutschen Romantik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden und hat sich danach an fast allen Universitäten des deutschen Sprachraums durch eigene Lehrkanzeln und Studiengänge (vor allem zur Ausbildung von Gymnasiallehrern zunächst des Französischen) fest etabliert.<sup>3</sup> Dabei hat sich auch sehr rasch die damit verbundene Infrastruktur an Fachzeitschriften, Handbüchern, Fachverlagen und einer regelmäßigen Kongressstätigkeit herausgebildet. All das ist – ohne viel Verzug, aber durchaus mit Respekt – im Ausland wahrgenommen und vor allem im Norden Europas imitiert worden. Die letztendlich mit dem Neuhumanismus des frühen 19. Jahrhunderts eng verbundene Grundidee der Romanistik beruhte auf zwei Säulen: einerseits auf viel Empathie für die romanische Welt und andererseits auf dem die ganze Weite des alten Imperium Romanum einbeziehenden wissenschaftlichen Vergleich der daraus hervorgegangenen Sprachen, Kulturen und Literaturen.

Dieser auf Komparation ausgerichtete Impetus hat vor allem bei Sprachwissenschaftlern dazu geführt, dass sich diese persönliche Kenntnisse aus möglichst vielen dieser „romanischen Sprachen“ verschafften. Waren in deutschen Landen diese Sprachenkenntnisse im 19. Jahrhundert noch eher passiv, so sind sie im Laufe des 20. Jahrhunderts trotz aller politischen Verwerfungen<sup>4</sup> immer „aktiver“ geworden, haben also in zunehmendem Umfang in die mündlichen und schriftlichen „Kompetenzen und Performanzen“ der Fachvertreter<sup>5</sup> Eingang gefunden.

Als ich selber in den Jahren 1962 bis 1967 an der Universität Wien Romanistik studiert habe, war es allgemeiner Konsens, dass man sich als Jungromanist neben den aus dem Gymnasium mitgebrachten Grundkenntnissen aus der damaligen romanischen Hauptsprache Französisch möglichst rasch und eigenverantwortlich zusätzliche Fertigkeiten aus mehreren anderen romanischen Sprachen verschaffte. Klarerweise gelang das einigen Kommilitonen besser als anderen, einmal ganz abgesehen vom Umfang des dabei entfalteten Lerneifers.

In meinem Fall waren diesbezüglich meine akademischen Lehrer vorbildgebend, unter anderem auch dadurch, dass diese gar nicht so wenige ihrer Vorlesungen zu Übungszwecken in diversen romanischen

Sprachen abhielten. Wir Studenten wurden aber damals nicht nur von diesen Lehrern, sondern auch durch sehr explizite Hinweise in verschiedenen Studienführern dazu animiert, in den Sommermonaten zum Zweck des Sprachenstudiums entsprechende Ferialekurse zu besuchen. Das war natürlich für jene unter uns besonders wichtig, deren primäres Studienziel der Erwerb der Lehramtsprüfung in einem Sprachfach war.

Jedoch gab es für diejenigen unter den Jungadepten der Romanistik, die sich nicht mit einem Dasein als Sprachlehrer im Sekundarschulwesen zufriedengeben wollten, eine weitere sprachliche Schwelle, die beizeiten gemeistert werden sollte: jene der eigenständigen Publikation in einer romanischen Sprache, de facto also in einer in einem romanischen Land erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift. Die erfolgreiche Bemeisterung dieser Hürde galt allgemein als „Ritterschlag“. Wer also nicht nur in einer, sondern sogar in mehreren romanischen Sprachen als Autor publizistisch erfolgreich war, bei dem konnte man sicher sein, dass er (oder sie) „es schaffen würde“ respektive im Grunde „es schon geschafft hatte“.

Überdies erinnere ich mich gut daran, dass ich analoge „Explikationen“ auch aus dem Mund von Vertretern vergleichbar polyglotter Philologien wie Slawistik, Skandinavistik oder Finno-Ugristik gehört habe.

Damit aber kommen akademisch relevante Wert-Hierarchien ins Spiel, die letztendlich intrinsisch angelegt sind und leider aus heutiger Sicht „schwach“ oder „weltfremd“ erscheinen. Die diesbezüglich heute auf den wissenschaftlichen Nachwuchs einströmenden Motivationen kommen alle „von außen“: Als Ideal wird keineswegs die Mehrsprachigkeit, sondern ganz explizit die englische Einsprachigkeit dargestellt, weil damit jedem Text nicht nur das Parfum der weltweiten Lesbarkeit verliehen, sondern auch – was inzwischen schon viel schwerer wiegt – das Gütesiegel der genuinen Wissenschaftlichkeit ausgestellt wird.

Letztendlich ist das ein ganz archaischer Vorgang, wie er beispielsweise im biblischen „Pfungstwunder“ (Apostelgeschichte 2, 4, 6) beschrieben wird. Dort senkt sich wie durch ein Wunder auf die durch ihre sprachliche Vielfalt desorientierten Menschenkinder eine Gottesgabe herab, kraft derer plötzlich alle miteinander kommunizieren können. Und zwar in der Form eines Hiero-Lekts, einer heiligen Sprache,<sup>6</sup>

die nicht nur alle verstehen, sondern die auch all jene Gegenstände und Sachverhalte sanktifiziert, zu deren Mitteilung sie verwendet wird.

Diese Sakralisierung scheidet aber die Welt in zwei Hälften: in die hierolektal beglückte Ober-Welt und in die in ethnolektaler<sup>7</sup> Zerrissenheit dahindämmernde Unter-Welt.

### Der Weg in die Krise

Wenn, wie bei der internationalen Expertentagung 2023 auf Kloster Banz geschehen, vor allem der Stärkung der Landessprachen (wie Deutsch bei uns, Französisch in Frankreich, Niederländisch in den Niederlanden) gegenüber dem Anglo-Globalesischen das Wort geredet wurde, so wurde damit in einer Kausalkette nur der Effekt und nicht das eigenliche *Movens* angesprochen. Dieses liegt ganz eindeutig im Phänomen der hierolektalen Gesamtabdeckung der Welt, unter klarer Denigrierung nicht nur aller Ethnolekte dieser Welt, sondern auch aller Inhalte, Informationen und Kunstwerke, die seit Menschen-gedenken in diesen vielen Nationalsprachen (wie Deutsch, Französisch, Russisch, Spanisch) festgehalten worden sind.

Dieser Vorgang hat sich in den letzten drei Jahrzehnten zu einem weltweiten Syndrom ausgewachsen und verdichtet. Während eingangs von den frühen Proponenten der kommunikationserleichternden Verwendung von Englisch noch die anlassbezogene Nützlichkeit und damit die Einmaligkeit dieser Maßnahme unterstrichen worden waren, hat sich zwischenzeitlich unter massiver Mitwirkung wissenschaftspolitischer Instanzen (wie Verlagen, Ranking-Agenturen, Zeitschriften-Redaktionen, Universitätsleitungen, Forschungsförderungs-Einrichtungen) anstelle der früheren „Kommunikationserleichterung“ eine ganz kuriose binäre Ideologie etabliert:

- Zum einen gilt es derzeit weltweit als „ausgemacht“, dass gute, vielmehr – wie es heute oft heißt – „exzellente“ Wissenschaft nur auf Englisch betrieben werden kann.
- Zum anderen sind alle heute wie früher in nicht-englischen Ethnolekten durchgeführten Wissenschaften „logischerweise“ sekundär, schlechter und damit „eigentlich“ vergessenswert.

Wiewohl die damit verbundenen Denigrierungen augenfällig sind, hat sich dagegen – zumindest meiner Beobachtung zufolge – vor allem in den davon ganz extrem betroffenen Geisteswissenschaften noch kein allgemeiner Protest erhoben. So wurde die von der österreichischen Fördergesellschaft FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich)<sup>8</sup> seit geraumer Zeit geübte Ausschließung aller germanophonen Kollegen aus dem Begutachtungsprozess<sup>9</sup> – die natürlich einer an sich skandalösen Unterstellung von wissenschaftlicher Minderwertigkeit einer ethnolektalen Großgruppe gleichkommt – zwar in Einzelfällen beklagt, aber nie konsequent in Frage gestellt.

Ähnliches passiert seit einiger Zeit überall dort, wo zwar im unteren Bachelor-Bereich die Lehre noch ethnolektal abgehalten wird, jedoch danach, also beim Master-Studium, wo es wissenschaftlich „wirklich zur Sache gehen soll“, in sehr vielen Fächern allein das Englische zugelassen ist. Zwar wird hier von vielen Universitäten, von denen fast alle in internationale Konkurrenz-Rempeleien um die Maximierung ihrer Inskriptionszahlen verstrickt sind, damit argumentiert, dass man den umworbene ausländischen Studenten nur Anglo-Globalesisches und nichts Ethnolektales anbieten könne (beziehungsweise dürfe), doch schwingen dabei auch qualitätsbezogene Argumente mit: Ethnolektale Studienangebote seien einerseits für das umworbene Publikum „zu schwer“ und andererseits hinsichtlich ihrer intrinsisch-wissenschaftlichen Qualität „nicht (so richtig) exportfähig“.

Was hier weltweit und mit viel Getöse auftritt, hat es natürlich früher auch schon gegeben, allerdings leise und versteckt wie zum Beispiel in den Frühzeiten des Christentums. Dieses trat bekanntlich in der Westhälfte des alten Imperium Romanum in lateinischem, in dessen Osthälfte dagegen in griechischem Gewand auf. Die mit diesen beiden Ethnolekten verbundenen hierolektalen Funktionen valorisierten somit im Westen all das, was in lateinischer Gestalt gedacht, gesprochen und geschrieben wurde, und devalorisierten zugleich ebendort all jene auf Griechisch verfassten Wissensinhalte und Texte, die sich durch irgendeinen Zufall auf im Westen zirkulierende Schriften verirrt hatten. Oft findet man nämlich neben griechischen Zitaten in ansonsten lateinisch redigierten Texten den verräterischen Hinweis: „Quod Graecum est, non legitur“. Frei ins Deutsche übersetzt: „Weil das griechisch ist, wird (= kann und soll) es nicht gelesen (werden).“

Und genau dieses Stigma lagert heute inner- und außerhalb der eigentlichen Wissenschaft nicht nur über allen Ethnolekten selber, sondern auch über den in diesen (früher und heute) verfassten Texten und Sprachschöpfungen. Freilich nicht im Namen einer Religion, sondern in jenen zahlreicher kommunikativer, ökonomischer und politischer Mythen, die das Heil dieser Welt in der konsequenten Abwrackung aller derzeit noch existierenden rund 6.000 Ethnolekte sehen.

Die hierolekate Überdachung des Deutschen durch das Anglo-Globalesische ist aus alltagsweltlicher Perspektive und jener des laufenden Wissenschaftsbetriebs schon oft beschrieben und beklagt worden; weniger oft ist das für die Romanistik geschehen, wiewohl auch hier die hierolektal induzierten Verdrängungseffekte deutlich zu sehen sind.

Interessanterweise haben im Bereich der Romanistik und auch in den diversen romanischen Ländern zwei Effekte den Einbruch des Anglo-Globalesischen sehr befördert:

- Der inner- und außerhalb der Romània<sup>10</sup> eingetretene Prestige-Verlust des Französischen, das bis in die Mitte des 20. Jahrhundert in allen Ländern der Romània und auch bei vielen nichtromanischen Bildungseliten als allseits be- und anerkannte Koiné<sup>11</sup> fungiert hat.
- Seit aber auch in all diesen Ländern zeitgeistbedingt in den jeweiligen Sekundarschulen das Französische durch das Englische ersetzt worden ist und jene Generationen, die noch gute Kenntnisse des Französischen hatten, altersbedingt verschwunden sind, hat auch in der Romània (und bei den vorhin angesprochenen außerromanischen Bildungseliten) das Englische die Rolle einer innerromanischen Koiné übernommen.<sup>12</sup> Damit kommt es immer wieder zu Situationen, in denen bei intra-romanischen Kontakten den internationalen Gesprächspartnern nur mehr das Englische als allgemein bekannte Koiné zur Verfügung steht.

Genau das konnte beziehungsweise kann auch auf Universitätsboden beobachtet werden, wenn beim Zusammentreffen mehrerer Kollegen aus der Romània auch die romanische Polyglossie des aus einem der drei DACH-Länder stammenden Gastgebers nicht weiterhilft, weil nicht mehr alle der eingeladenen Romanen das Französische beherrschen und auch

eine andere romanische Sprache in der betreffenden Gruppe nicht von allen verstanden wird. Damit aber bleibt nur mehr der Rückgriff auf das Anglo-Globalesische übrig.

In früheren Zeiten, als es noch – freilich weit schwächer als in den skandinavischen Ländern – eine auf der Idee der gemeinsamen Latinität beruhende innerromanische Solidarität gab, hätte in einer solchen Situation bei den Betroffenen die Nichtverwendung einer romanischen Koiné eine Art von schlechtem Gewissen erzeugt. Doch diese panromanische Solidarität hat sich heute weitgehend verflüchtigt und mittlerweile ihre kommunikationssteuernde Kraft verloren, jedoch kurioserweise, ohne eine Spur von merkbarem Bedauern zu hinterlassen.

Leider ist genau diese Situation auch innerhalb der deutschen Romanistik beziehungsweise auf den in gleichbleibenden Intervallen stattfindenden „Deutschen Romanistentagen“ aufgetreten. Dort bestand lange Zeit der „gute Ton“ darin, die eigenen Vorträge auf Deutsch oder – sofern ausländische Gäste einbezogen waren – in einer passenden romanischen Sprache vorzutragen. Heute (vielmehr schon seit einiger Zeit) wird in solchen Fällen auch auf Romanistentagen ziemlich ungeniert das Englische verwendet.

Hier soll aber noch auf eine semiotisch hochinteressante Einfallspforte des Anglo-Globalesischen hingewiesen werden, die freilich Kennern diverser Technolekte gut vertraut ist. In der Allgemeinen Sprachwissenschaft wie auch zum Beispiel in Romanistik, Germanistik hat sich im Zuge des Aufkommens neuer methodischer Ansätze vor allem im Bereich von Phonetik, Morphologie und Syntax das Englische nicht nur als dominante, sondern als „methodenspezifische“ Sprache durchgesetzt, so dass sich die Überzeugung etabliert hat, dass man über diese neuen Methoden „eigentlich“ nur auf Englisch debattieren und publizieren könne (vielmehr dürfe)! Erneut stoßen wir hier auf den schon weiter oben erwähnten hierolektalen Charakter des Englischen.

Doch sei hier auch auf die eventuelle Brückenfunktion der netzbasierten maschinellen Übersetzung (vom Typ DeepL<sup>13</sup> oder ChatGBT<sup>14</sup>) zwischen vielen Ethnolekten (und dem Englischen) hingewiesen, die zwischenzeitlich eine erstaunliche Perfektion erreicht hat. Inwieweit dadurch die erwähnten Defizite ausgeglichen werden können, muss aber abgewartet werden.

Dennoch hat mich immer wieder gewundert (und tut es noch immer), dass sich unter meinen Kollegen wider aller Erwartung nur ganz wenige gefunden haben, die bereit waren, die eingangs erwähnten Sachverhalte klar und deutlich als das zu benennen, was sie im Grunde waren und sind: irrational, undemokratisch und universitätsfremd, also als von außen an die Universitäten herangebrachte Trends, die diesen im Zuge von deren „Ökonomisierung“ oft sogar richtiggehend aufkotroyiert worden waren.<sup>15</sup>

### Wege aus der Krise?

Was kann man heute dem von zahlreichen Uni-internen und -externen Normen gegängelten akademischen Nachwuchs raten?

- Ihm ein Loblied auf die kultur- (und nicht nutzen-) orientierte Erlernung fremder Sprachen vorsingen?
- Oder ihm signalisieren, dass auch im Widerstand gegen die heute das „System“ bestimmenden Arbeits- und Publikationsnormen (mit Englisch-Pflicht und Ethnolekt-Verbot) ein universitär wertvoller Sinn liegt?
- Oder ihm nachdrücklich vor Augen führen, dass aus dem Verzicht auf die Pflege und Valorisierung der überlieferten Sprachenvielfalt und des Reichtums des darin niedergelegten Wissens ein folgenschwerer Traditionsbruch mit gesamtgesellschaftlichen Folgen erwachsen kann?

Zum Glück gibt es innerhalb der Romanistik noch publikatorische Inseln, wo die jeweiligen Landessprachen – oft in bunter Mischung zwischen den zwei betreffenden Buchdeckeln – verwendet werden, ohne dass es dabei zu einem zeitgeistigen Kotau vor dem Englischen kommt.<sup>16</sup> Nur gibt es leider mindestens ebenso viele Bereiche, wo der Eindruck entstehen könnte, dass Romanistik und Englisch eine glückliche Ehe eingegangen sind, freilich auf Kosten anderer romanischer Sprachen und der Landessprache Deutsch, in der vor bald 200 Jahren die erste vergleichende Grammatik aller romanischen Sprachen verfasst worden war.<sup>17</sup> Und natürlich auch auf Kosten der von mir eingangs erwähnten persönlichen Mehrsprachigkeit

der Fachvertreter, wie sie noch in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts existierte und allgemein valorisiert wurde.<sup>18</sup>

Zu fordern wäre, dass zur Propagierung gedeihlicherer Zustände die auch anderswo üblichen „incentives“ wie „Role models“ oder universitäts-amtliche Valorierungen von außer-englischer Mehrsprachigkeit in Erscheinung treten und etabliert werden. Allerdings sehe ich zu meinem großen Bedauern weit und breit keine Ansätze zu solchen Initiativen.<sup>19</sup>



**em. O. Univ.-Prof.  
Dr. Hans Goebel**

unterrichtete als Gymnasiallehrer Latein und Französisch in Wien, bevor er ab 1973 als Universitätsassistent für Romanische Sprachwissenschaft an der Universität Regensburg arbeitete. Seit 1982 bekleidete er das Amt des Ordinarius für Romanische Philologie an der Universität Salzburg, an der er 2012 emeritiert wurde.

## Anmerkungen:

- 1 Zu unterstreichen ist, dass sich im Bereich von Sprache und Metasprache die Geisteswissenschaften ganz elementar von den Naturwissenschaften unterscheiden. Hier werden daher die Belange der Letzteren zur Gänze ausgeblendet.
- 2 Siehe dazu Goebel, Hans: English only und die Romanistik – ein Aufschrei, in: Semiotische Weltmodelle. Mediendiskurse in den Kulturwissenschaften. Festschrift für Eckhard Höfner zum 65. Geburtstag, hrsg. von Hartmut Schröder und Ursula Bock, Münster 2010, S. 189-214; Goebel, Hans: English only: nichts als Probleme, in: Quo vadis, Romania? Zeitschrift für eine aktuelle Romanistik 40/2012, S. 22-38; Goebel, Hans: Kritische Anmerkungen zur Lage der Romanistik im Zeichen von „English only“, in: Zagreber Beiträge zur Germanistik 28/2019, S. 87-107 [Anglophonisierung der Wissenschaftssprache, hrsg. von Siegfried Gehrman und Sladan Turković]; Goebel, Hans: Kritische Anmerkungen eines österreichischen Philologen zum Problemfall English only, in: Die Sprache von Forschung und Lehre. Lenkung durch Konzepte der Ökonomie?, hrsg. von Ursula Münch, Ralph Mocikat, Siegfried Gehrman und Jörg Siegmund, Baden-Baden 2020, S. 149-165 [Tutzing Studien zur Politik, hrsg. von der Akademie für Politische Bildung, Tutzing, Bd. 16].
- 3 Zu einer ersten Orientierung siehe: <https://de.wikipedia.org/wiki/Romanistik>
- 4 Ich denke hier vor allem an den Ersten Weltkrieg (1914-1918), der viele deutschsprachige Romanisten persönlich schwer belastet hat.
- 5 Ich folge in diesem Beitrag spätantiken Sprachprinzipien und gendere daher nicht: Pronuntiatio sermonis in sexu masculino ad utrumque sexum plerumque porrigitur [„Eine Redeform im männlichen Geschlecht erstreckt sich für gewöhnlich auf jedes der beiden Geschlechter.“]: Corpus Iuris Civilis, Digesta L 16, 195; veröffentlicht im Jahr 533 n. Chr.
- 6 Anmerkung der Redaktion: hergeleitet aus dem Lateinischen: hiero = heilig, lectio = Lektüre.
- 7 Für alle nicht-englischen Sprachen wird hier unterschiedslos der Terminus Ethno-Lekt (oder: Ethnolekt) verwendet.
- 8 (FWF) Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich: <https://www.fwf.ac.at/>
- 9 Siehe dazu die aus FWF-Publikationen stammende Graphik in Goebel: Kritische Anmerkungen zur Lage der Romanistik, S. 163.
- 10 Die Romània (Akzent nur zur Verdeutlichung der Aussprache) bezieht darauf, was heute vom (uralten) Imperium Romanum sprachlich übrig ist. Es gab noch Zeiten, als moderne Romanen aus kulturell-nationalistischen Motiven darauf Wert gelegt haben, untereinander NUR in einer romanischen Sprache zu verkehren. Dazu hatten sie meistens das Französische vorrätig.
- 11 Anm. d. Red: Aus dem Altgriechischen = der allgemeine Dialekt.
- 12 Etwas Ähnliches ist in den germanischsprachigen Ländern Skandinaviens passiert: Dort gab es bis vor nicht allzu langer Zeit den altetablierten Usus der muttersprachlich unterfütterten semicommunication. Das bedeutet, dass die Dänen, Norweger und Schweden im Gespräch miteinander ihre jeweilige Muttersprache verwendeten und sich darauf durch eine extensive Nutzung der jeweils anderen Medien vorbereiteten. Das geschah freilich auch zur Unterstreichung der inner-skandinavischen Solidarität. Ich habe erstmals im Jahr 2019 in Kopenhagen ganz explizite Klagen darüber gehört, dass die jungen Generationen dieser drei Länder sich bei intra-skandinavischen Kontakten in zunehmendem Maß des Englischen bedienen.
- 13 DeepL: <https://www.deepl.com/translator>
- 14 ChatGBT: <https://chat.openai.com/>
- 15 Ich verweise dazu auf das Generalthema des folgenden Sammelbands: Münch, Ursula / Mocikat, Ralf / Gehrman, Siegfried / Siegmund, Jörg (Hrsg.): Die Sprache von Forschung und Lehre. Lenkung durch Konzepte der „Ökonomie“?, Baden-Baden 2020.
- 16 Diesbezüglich positive Beispiele sind zwei noch im letzten Viertel des letzten Jahrhunderts initiierte Handbuchserien, die innerhalb der Romanistik sehr stark beachtet worden sind: das zwölfbändige „Lexikon der romanistischen Linguistik“ [LRL] (1988-2005) und die dreibändige „Romanische Sprachgeschichte“ (2003-2008), wo neben Deutsch alle romanischen Sprachen, (noch) nicht aber das Englische vorkommen. Negativ sind allerdings die sprachlichen Vorgaben zu bewerten, unter denen von einem der drei Herausgeber des LRL ab etwa 2014 eine Groß-Serie von thematischen Monographien bei einem Berliner Großverlag namens „Manuals of Romance Linguistics“ (MRL) initiiert wurde: 1) ausschließliche Einsprachigkeit zwischen zwei Buchdeckeln, 2) Diese Einsprachigkeit betrifft das Englische und alle romanischen Sprachen, schließt aber das Deutsche zur Gänze aus. Mein diesbezüglicher Protest ist leider unbeantwortet verhallt.
- 17 Diez, Friedrich: Grammatik der romanischen Sprachen, Bonn 1836-1838, 3 Bde.; Bonn, 4. Aufl., 1876–1877 [engl. Übersetzung: 1862, frz. Übersetzung: 1872-1876].
- 18 Siehe dazu auch die expliziten Worte des Bedauerns (hinsichtlich des Ausschlusses von Deutsch aus „Manuals of Romance Linguistics“) des englischen Romanisten Maiden, Martin: Intervista a Martin Maiden, raccolta da Maurizio Dardano, in: La lingua italiana 12/2016, S. 145-159.
- 19 Überdies stellen auch die in den Medien beobachtbare Sprachenpolitik der EU sowie das Sprachverhalten der EU-Politiker kein diesbezügliches Vorbild dar.

Fallbeispiel Plattentierchen

# Sprachtradition und Internationalisierung in Zoologie und Evolutionsbiologie

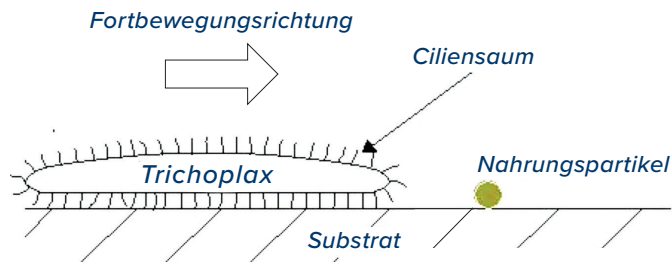
Tareq Syed

Trichoplax adhaerens (F. E. Schulze 1883) ist der am einfachsten gebaute Vielzeller des Tierreiches. Seine ungewöhnliche Erforschungsgeschichte bietet, ohne dass es bisher bemerkt wurde, starke Argumente gegen eine Total-Anglisierung des Hochschulbetriebes und vorgeblich exzellenzsichernde „Internationalisierungs“-Rituale.

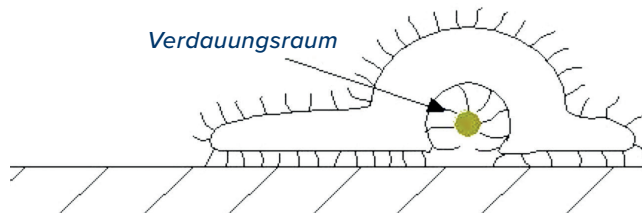
1883 publizierte der deutsche Zoologe Franz Eilhard Schulze die Beschreibung einer neuen Meerestierart, deren potenzielle evolutionsbiologische Bedeutung unübersehbar war.<sup>1</sup> Es handelte sich um millimeterkleine, kriechende Organismen, die gerade einmal aus drei übereinanderliegenden Zellschichten bestanden. Oberste und unterste Zellschicht waren komplett bewimpert; ähnliche Gewebe sind aus dem gesamten Tierreich bekannt. Ungewöhnlich hingegen wirkte die mittlere Zellschicht:

Es handelte sich um ein Netzwerk sternförmig verzweigter Zellen, die später „Faserzellen“ genannt wurden. Mittels dieses hoch kontraktiven Faserzellenverbandes konnten die Tiere ihren scheibenförmigen Körperriss stark verändern. Aufgefallen war die bislang unbekannte Lebensform an den Glaswänden von Meerwasseraquarien, wo sie sich durch Teilung vermehrte – Schulze vergab den wissenschaftlichen Namen *Trichoplax adhaerens*, was soviel wie „anhafende Haarplatte“ bedeutet.

## Trichoplax adhaerens: Schema zu Fortbewegung und Nahrungsaufnahme



1. Bewegung in Richtung eines Nahrungspartikels



2. Bildung eines Verdauungsraumes, Aufnahme des Nahrungspartikels und Verdauung

Quelle: wikimedia commons / Teuteul und Achim Raschka

## Eine fünfzigjährige Forschungsunterbrechung

In den Folgejahren versuchte man, mehr über Aufbau, Verhalten und natürliches Vorkommen von Trichoplax herauszufinden. Alle maßgeblichen Arbeiten entstammten dem deutschen Sprachraum. Der Heidelberger Zoologe Otto Bütschli schlug 1884 ein neues Modell zur Evolution vielzelliger Tiere vor, das sich als „Placula-Theorie“ bis heute in den Lehrbüchern findet (Übergang von Einzellern zu Vielzellern aus plättchenförmigen Zellkolonien). Dann aber kam die frühe Erforschungsgeschichte unter unglücklichen Umständen zum Erliegen. Thilo Krumbach behauptete 1907, dass Trichoplax keine eigene Tierart sei, sondern eine entwicklungsgestörte Larvenform. Glaubwürdig war dies insofern, da bis dahin jeglicher Hinweis auf sexuelle Fortpflanzung fehlte. Nach 1918 verfestigte das von Krumbach bearbeitete, einflussreiche „Handbuch der Zoologie“ die Larventheorie, und angesichts der allgemein schwierigen Nachkriegssituation fiel Trichoplax völliger Nichtbeachtung anheim.

Erst Anfang der 1960er-Jahre begannen neue, ernsthafte Untersuchungen, nachdem hiesige Zellforscher Trichoplax als attraktiven „Labororganismus“ wiederentdeckten. Den Beginn machte Willy Kuhl am Institut für Kinematische Zellforschung in Frankfurt, gefolgt von Karl G. Grell (Tübingen). Etwas später kam August Ruthmann (Bochum) hinzu. Grell und Ruthmann gelangten in den 1970er-Jahren große Erkenntnisfortschritte: Unter anderem wurden Keimzellen und Embryonalentwicklungsprozesse bei Trichoplax beschrieben. Zwar starben die Embryonen spätestens im 64-Zell-Stadium ab, da ihre Zellkerne fragmentierten, doch hatte man Krumbachs Larventheorie praktisch widerlegt. Grell ordnete Trichoplax einem neuen Tierstamm zu, den er Placozoa („Plattentierchen“) nannte. Diese Sichtweise hat bis heute Bestand, denn auch auf genetischer Ebene ist Trichoplax eindeutig von allen anderen Hauptstammlinien des Tierreiches getrennt.

## Fehlerhafte Bauplan-Beschreibungen

Obwohl der Stamm Placozoa den einfachsten Bauplan des Tierreiches repräsentiert, kam es Anfang der 1990er-Jahre in zwei vielgenutzten deutschen Zoologielehrbüchern zu fehlerhaften Bauplanbeschreibungen. Eigentlich sollte dies undenkbar sein, denn den Artikeln der zuvor genannten deutschen Trichoplax-Bearbeiter (die sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch publizierten) war der korrekte Aufbau der Tiere ja direkt zu entnehmen.

Auffälligerweise ähnelten die misslungenen Lehrbuchdarstellungen solchen aus US-amerikanischen Lehrbüchern, die zuvor erschienen waren. Man darf hier also eine Beziehung vermuten; in jedem Fall lohnt sich hinsichtlich der Bedeutung von Sprache und sprachlichen Transferprozessen ein genauerer Blick.

Gegenstand der Fehldarstellung war die mittlere Zellschicht von Trichoplax, also die Faserzellen. In einem seinerzeit nicht nur in den USA sehr bekannt gewordenen Übersichtswerk von Margulis und Schwartz<sup>2</sup> wurde das Faserzell-Zwischengewebe der Placozoa wie folgt beschrieben:

„Between the dorsal and ventral layers of cells, there is a middle layer of fluid that harbors scattered cells [...]“<sup>3</sup>

Korrekt hieran ist, dass der Raum zwischen oberster und unterster Zellschicht Flüssigkeit (fluid) enthält. Unglücklich wirkt aber die Darstellung der Faserzellen als darin „verstreut“ (scattered), da dies nur bei vereinzelter Zellen sinnvoll wäre, nicht aber bei einem Netzwerk fusionierter Zellen. Interessanterweise zeigte eine Querschnittsgrafik auf der Folgeseite eine ansatzweise richtige Darstellung: seitlich untereinander verbundene Zellen, von denen zusätzliche Fortsätze in Richtung der oberen und unteren Deckschicht ausgehen. Die Autorinnen hatten sie aber falsch beschriftet: Das Zellplasma wurde zur „fluid-filled cavity“, die tatsächlichen Interzellularräume zum „Mesenchyme“ (also zu vermeintlichen Einzelzellen). Besagte Grafik ist zeichnerisch minderwertig. Die Verwechslung mag auf einer Art Vexierbildeffekt beruhen. Als Ursache für eine Fehlbeschreibung im Text wäre dies kurios genug; daher sei eine zweite Möglichkeit erwähnt: Der russische Forscher Artemii Ivanov hatte 1973<sup>4</sup> in einem Querschnittsbild die Faserzellen so dargestellt, dass diese als Einzelzellen der unteren Zellschicht entstammen und sodann „verstreut“

in den flüssigkeitsgefüllten Zwischenraum übergehen.<sup>5</sup> Interessant ist auch, dass Ivanov diese vereinzelter Faserzellen „amöboid“ nannte, wie zwei Jahre zuvor schon der Amerikaner Miller in einer kurzen Mitteilung.<sup>6</sup> Der irreführende Begriff fand sich später in einem amerikanischen Nachschlagewerk, dessen Bedeutung sogar noch höher einzustufen ist als Margulis und Schwartz.<sup>7</sup> Es handelt sich um das „Invertebrates“-Lehrbuch<sup>8</sup> der Brüder Brusca, mittlerweile so etwas wie ein moderner Klassiker der Invertebratenzoologie. In der Erstauflage von 1990 las man zu den Faserzellen von Trichoplax:

„Between these two epithelial sheets is a mesenchymal layer of stellate ameboid cells embedded in a supportive gel matrix.“<sup>9</sup>

Wie bei Miller und Ivanov werden also die Faserzellen als „amöboid“ bezeichnet, was für vereinzelter Zellen sinnvoll wäre, kaum aber bei einem ausgeprägten Netzwerk. Höchst beachtlich ist zudem der sogleich folgende, unzweideutige Fehler, den man bei Margulis und Schwartz<sup>10</sup> noch nicht las: Die Faserzellen sollen in eine „gel matrix“ eingebettet sein. Gemeint ist eine kollagenfaserreiche, extrazelluläre Matrix, die tatsächlich eine typische Zwischengewebskomponente bei vielzelligen Tieren darstellt: nur eben bei Trichoplax nicht! Wie von Margulis und Schwartz<sup>11</sup> richtig wiedergegeben, sind bei diesem die zellfreien Zwischenräume flüssigkeitsgefüllt.

Die fälschliche Behauptung, das Körperinnere von Trichoplax sei von einer extrazellulären Faser-Matrix verfüllt, findet sich in noch mindestens einem weiteren US-amerikanischen Übersichtswerk dieser Jahre.<sup>12</sup> Wie es speziell zu diesem Fehler kommen konnte, ist unklar. Denkbar ist aber ein sprachliches Missverständnis: Der im deutschen Sprachraum geprägte Begriff „Faserzellen“ könnte so ausgelegt worden sein, dass diese Zellen Kollagenfasern produzieren und nach außen abgeben – denn genau solche faserproduzierenden Zellen sind unentbehrlich für Tiere, die eine extrazelluläre Matrix aufbauen. Man hätte es hier also mit einer sinnentstellenden Deutung zu tun, basierend auf einem naheliegenden Analogieschluss: Da fast alle Tiere faserproduzierende Zwischengewebszellen besitzen, glaubte man – bestärkt durch den deutschen Begriff „Faserzellen“, den man als „fiber cells“ übertrug –, dies müsse bei Trichoplax genauso sein.

Präzise rekonstruieren lassen sich die tatsächlichen Fehlerquellen in besagten englischsprachigen Lehrbüchern nicht mehr. Was den möglichen Einfluss der genannten russischen Quelle angeht, so wurde diese im deutschen Sprachraum jedenfalls rezipiert und von Karl Grell,<sup>13</sup> der – im Gegensatz zu den oben genannten Lehrbuchautoren – ja direkt an Trichoplax arbeitete, wie folgt zurückgewiesen:

„Ivanov [...] hält die Zwischenschicht für ein Parenchym aus amoeboiden Zellen, die aus dem ventralen Epithel hervorgehen. Wir können weder die amoeboid Natur der Faserzellen bestätigen, noch gibt es einen Beweis für die Ableitung dieser Zellen aus dem Ventral-epithel.“<sup>14</sup>

Trotzdem ging Anfang der 1990er-Jahre die Fehldarstellung separierter Faserzellen in ein deutschsprachiges Standardwerk<sup>15</sup> ein, wo man solche „amöboide Zellen“ nicht nur behauptete, sondern sogar bildlich darstellte.<sup>16</sup> Und auch der zweite vorgenannte Fehler, die angebliche Existenz einer extrazellulären Matrix, fand sich zeitgleich in einem bekannten Lehrbuch, der vierten Auflage der „Systematischen Zoologie“.<sup>17</sup>

Besagte deutschsprachige Lehrbuchfehler persistierten danach in den Folgeauflagen. Sie hätten leicht vermieden werden können, wenn ihre Verfasser auf die inhaltlich korrekten, ursprünglich deutschsprachigen Originalquellen zurückgegriffen hätten. Dass eine Missachtung der eigensprachlichen Forschungstraditionen genau dieser Art birgt, versteht sich eigentlich von selbst. Trotzdem ist zu befürchten, dass Befürworter einer Total-Anglisierung des Hochschulbetriebes ob solcher „Einzelbeispiele“ nicht innehalten werden, glauben sie doch, „Internationalisierung“ als „exzellenzsichernd“ zu erkennen.

Gerade am Beispiel Trichoplax lässt sich eines aber belegen: Die Internationalisierungsbemühungen der vergangenen beiden Jahrzehnte haben im deutschsprachigen Raum nicht zu einer Verbesserung, sondern zu einer Verschlechterung in der Darstellung dieses Forschungsobjektes geführt. Stand der Dinge ist nämlich, dass die bislang letzte ausführliche, deutschsprachige Lehrbuchdarstellung aus dem Jahr 2013 inakzeptabel genannt werden muss, und dies – wie im Folgenden zu zeigen – gleich auf mehreren Ebenen.

## Trichoplax im Zeitalter der Molekularbiologie

Die Jahrtausendwende markierte für die gesamte Biologie den Eintritt in das „genomische“ Zeitalter. Hoher apparativer Aufwand und internationale Kooperationen gerieten zur Selbstverständlichkeit. Ein öffentliches Dokument aus dieser Zeit, datiert auf den 10. Oktober 2002, schildert das Vorhaben, im Rahmen einer US-amerikanisch-englisch-deutschen Zusammenarbeit das Genom von Trichoplax adhaerens zu sequenzieren.<sup>18</sup> Auf diese Weise fand man die beteiligte Tierärztliche Hochschule (= TiHo) Hannover respekt-einflößenden Einrichtungen wie Yale und Oxford zur Seite gestellt.

Rein fachlich aber muss befremden, was von besagtem Trichoplax Genome Consortium bis heute in aller Öffentlichkeit zu lesen ist. Ausgehend von der Feststellung, dass die Beteiligten über mehrere Trichoplax-Kulturlinien verfügen, heißt es über im Labor beobachtete Embryonalentwicklungsprozesse:<sup>19</sup>

„While these embryos arrested at the 16-cell stage, we are optimistic that experimentation with environmental conditions will permit us to complete the life cycle.“

Wohlgemerkt: Diesen Angaben nach liegt der betreffende Forschungsverbund mit Embryonen von maximal 16 Zellen weit unter der Marke von maximal 64 Zellen, wie man sie bis dahin aus der Spezialliteratur kannte. Trotzdem verkündet man optimistisch, den gesamten Lebenszyklus von Trichoplax aufklären zu können – also das, was hervorragenden Zellforschern wie Karl Grell und August Ruthmann über Jahrzehnte nicht gelungen war. Die Unlogik ist evident.

Dass die vollständige Embryonalentwicklung von Trichoplax bis heute unbekannt geblieben ist, verwundert halbwegs Informierte kaum. Interessant ist aber, was das oben genannte „Consortium“, und zwar dessen deutsche Vertreter, in den Folgejahren hierzu vermeldeten. Die Sequenzierung des Trichoplax-Genoms im Jahr 2008 war natürlich eine Publikation in „Nature“ wert.<sup>20</sup> Dort las man in einer Nebenbemerkung zu Trichoplax-Eizellen Erstaunliches:

„These large cells have been observed to undergo cleavage [...] up to a 256-cell stage before degenerating (M. Eitel and B. Schierwater, unpublished observations).“<sup>21</sup>

Sechs Jahre nach der anfänglich rapportierten, reichlich bescheidenen 16-Zell-Zahl ist man also auf Embryonen im 256-Zell-Stadium vorgestoßen. Zoologisch betrachtet wäre diese Vervielfachung eines über Jahrzehnte persistierenden 64-Zellen-Höchstwertes wenn schon nicht sensationell, so doch mindestens gesondert zu publizieren, aber der Arbeitsgruppe von Bernd Schierwater beziehungsweise der TiHo Hannover schien der historische Erfolg nicht einmal eine kleine online-Meldung wert gewesen zu sein!

Und damit nicht genug der Eigenartigkeiten, denn Mitautor Michael Eitel behauptet in der Zusammenfassung seiner 2010 eingereichten Dissertationsschrift, dass erstmals der bekannte Höchstwert von 64 auf nunmehr 128 Zellen verdoppelt worden sei.<sup>22</sup> Unverständlicherweise übergeht er die zwei Jahre zuvor unter seinem Namen in „Nature“ vermeldete 256-Zellen-Beobachtung gänzlich. Bei Eitels Dissertationsschrift handelt es sich um eine kumulative Arbeit aus sieben Publikationen, zwei davon als submitted gekennzeichnet.<sup>23</sup> Die Behauptung, ein 128-Zellen-Stadium beobachtet zu haben, entstammt einem Artikel, der bei den Proceedings of the National Academy of Sciences (bekannt als PNAS) eingereicht wurde (Autoren Michael Eitel, Loretta Guidi, Maria Balsamo und Bernd Schierwater). Offenbar bei PNAS abgelehnt, erschien der Aufsatz ein Jahr später – und kaum verändert – im multidisziplinären Online-Journal PLOS ONE (Autorenteam vergrößert um Heike Hadrys für „contributed reagents / materials / analysis tools“).<sup>24</sup> Die Gründe der Ablehnung bei PNAS können nur vermutet werden, doch festzuhalten ist: Das angebliche 128-Zellen-Stadium ist praktisch nicht dokumentiert. Im krassen Kontrast zur historischen Bedeutung eines solchen Befundes wird hierzu nur ein einziges Foto angeboten;<sup>25</sup> es handelt sich jedoch um eine fluoreszenzmikroskopische Aufnahme, die als solche nicht von den bisher beobachteten, maximal 64 Zellen aufweisenden Embryonalstadien unterscheidbar ist.

Die gesamte Publikationsgeschichte ist unseriös zu nennen, da man unerklärlicherweise keine standard-fotografischen Mittel nutzte, um ein 128-Zellen-Stadium in unterscheidbarer Weise einem 64-Zellen-Stadium gegenüberzustellen (was übrigens auch genaue Angaben zu morphogenetischen Prozessen erlaubt hätte, die in diesem Frühstadium keine Seltenheit sind). Obwohl forschungsgeschichtlich überaus bedeutsam, wird keine Jahreszahl / Datumsangabe genannt, wann und von wem erstmals 128 Zellen beobachtet wurden,

geschweige denn, bei welchen genauen Haltungskonditionen. Letzteres ist umso unglaublicher, als frühere Trichoplax-Experten wie Grell und Ruthmann ausdrücklich darauf hingewiesen hatten, dass sie mit ausgedehnten Variationsreihen der Parameter Belichtung, Salinität und Wassertemperatur nie verhindern konnten, dass ihre Embryonen auf dem Stand von spätestens 64 Zellen degenerierten. Eitel und andere Autoren<sup>26</sup> hingegen geben nur Wassertemperaturen von „23 °C or more“ als kritischen Faktor an. Ohne jedes Bilddokument bleibt zudem ihre (unklar formulierte) Behauptung, Embryonen „beyond the 64-cell stage“ würden das Muttertier verlassen und ins freie Wasser übergehen<sup>27</sup> – obgleich der Eindruck erweckt wird, man habe all dies regelmäßig bei einer bestimmten Kulturlinie beobachten können.

### Die Repräsentation in aktuellen Lehrbüchern

Obwohl objektiverweise festgestellt werden muss, dass keinerlei glaubwürdige Dokumentation eines 128-Zellen-Stadiums für Trichoplax-Embryonen existiert, findet man diesen Zahlenwert nunmehr in neueren Lehrbüchern deutscher Herausgeber. Eitel wurde zum Mitverfasser des Placozoa-Kapitels im traditionsreichen (und mittlerweile anglierten) „Handbuch der Zoologie“<sup>28</sup>, wo – wie immer ohne Angabe genauer Jahreszahlen oder vergleichsfähigen Bildmaterials – einerseits die Höchstzahl von 128-Zell-Embryonen behauptet, andererseits die lange etablierte Marke von 64 Zellen nicht mehr thematisiert wird.<sup>29</sup>

Noch weitaus schlimmer zu nennen ist die Überarbeitung des Placozoa-Kapitels im vielgenutzten Lehrbuch „Spezielle Zoologie – Teil 1“. Für die ersten beiden Auflagen wurde es vom anerkannten Experten August Ruthmann verfasst. Nach Ruthmanns Tod 2010 ließen die Herausgeber der dritten Auflage es drei Jahre später zu, besagtes Kapitel von Bernd Schierwater bearbeiten zu lassen – befremdlicherweise aber mit der Autorenangabe „Bernd Schierwater und August Ruthmann“.<sup>30</sup>

Die suggerierte Koautorenschaft ist schon deshalb moralisch verwerflich zu nennen, weil Ruthmann auf diese Weise zum Mitverfasser nicht nur der angeblichen 128-Zell-Embryonen wird, sondern etlicher weiterer Merkwürdigkeiten – fast alle Eingriffe in seinen ursprünglichen Text weisen Ungereimtheiten, wenn nicht glatte Fehler auf: Gleich zu Beginn behauptet Neubearbeiter Schierwater beispielsweise, Trichoplax

sei „neuerdings“ auch in zwanzig Meter Wassertiefe nachgewiesen worden – obwohl dies schon seit 1989 der Literatur zu entnehmen ist. Bleibt man beim Punkt Embryonen, so verrät eine Reihe von vier Fotos<sup>31</sup> im Grunde alles: Die gezeigte Bildfolge endet, ohne dass der Leser hierüber informiert wird, bei einem 64-Zellen-Stadium. Was einmal mehr die Frage aufwirft, warum Schierwater und Eitel immer wieder vermieden, brauchbare Vergleichsfotos des behaupteten 128er-Stadiums zu offerieren.

### Ein Weckruf als Fazit

*Trichoplax adhaerens*, im deutschen Sprachraum entdeckt und aus diesem heraus über Jahrzehnte maßgeblich erforscht, ist bis in die 1980er-Jahre in der deutschsprachigen Literatur fachlich sauber dargestellt worden. Anfang der 1990er-Jahre kamen grob inkorrekte Lehrbuchbeschreibungen auf, welche vorangegangenen Fehlern englischsprachiger Texte korrespondierten. Die unverständliche Missachtung der originalsprachlichen Beschreibungstradition, mehr aber noch wissenschaftlicher Vorgängerleistungen, hat seit der Jahrtausendwende mit hochschulpolitisch beförderten „Internationalisierungs“-Ritualen eine weitere, unbedingt diskutierenswerte Steigerung erfahren.

Aktuell sind aus Deutschland stammende Lehrbuchdarstellungen der Gattung *Trichoplax* wissenschaftlich inakzeptabel zu nennen, der Umgang mit verstorbenen und durchaus ehrwürdigen Forscherpersönlichkeiten wie August Ruthmann oder Otto Bütschli<sup>32</sup> nicht mehr vorbildlich. *Trichoplax* ist zum Modellorganismus geworden – leider in anderer Form, als er es in einem gesunden Forschungsbetrieb sein sollte.



### Dr. phil. nat. Tareq Syed

Freier Wissenschaftsautor, Studium der Biologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Er wurde 2006 mit einer Arbeit zur morphologischen Nachvollziehbarkeit der sogenannten „New Animal Phylogeny“ promoviert, respektive einer organismisch-evolutionsbiologischen Ausdeutung rein molekular- und entwicklungs-genetisch begründeter Stammbaumrekonstruktionen.

**Anmerkungen:**

- 1 Schulze, Franz Eilhard: *Trichoplax adhaerens* nov. gen. nov. spec., in: *Zoologischer Anzeiger* 6/1883, S. 92-97.
- 2 Margulis, Lynn / Schwartz, Karlene V.: *Five Kingdoms: An Illustrated Guide to the Phyla of Life on Earth*, San Francisco 1982, S. 2.
- 3 Ebd., S. 166.
- 4 Ivanov, Artemii V.: *Trichoplax adhaerens*, a Phagocytella-like Animal, in: *Zoologicheskoy Zhurnal* 52/1973, S. 1117-1131.
- 5 Ebd., S. 1123.
- 6 Miller, Richard L.: *Trichoplax adhaerens* Schulze, 1883: return of an enigma, in: *Biological Bulletin* 2/1971, S. 374.
- 7 Margulis / Schwartz: *Five Kingdoms*.
- 8 Brusca, Richard C. / Brusca, Gary J.: *Invertebrates*, Sunderland 1990.
- 9 Ebd., S. 172.
- 10 Margulis / Schwartz: *Five Kingdoms*.
- 11 Ebd.
- 12 Raff, Rudolf A.: *The Shape of Life*, Chicago 1996.
- 13 Grell, Karl G.: Placozoa, in: *Lehrbuch der Speziellen Zoologie*, Band I/1: Einführung, Protozoa, Placozoa, Porifera, hrsg. von Hans-Eckhard Gruner, Stuttgart 1993, S. 247-250.
- 14 Ebd., S. 248.
- 15 Wehner, Rüdiger / Gehring, Walter: *Zoologie*, Stuttgart / New York 1991.
- 16 Ebd., S. 621.
- 17 Storch, Volker / Welsch, Ulrich: *Systematische Zoologie*, Stuttgart / New York 1991, S. 36.
- 18 A Case for Sequencing the *Trichoplax* Genome, <https://www.genome.gov/Pages/Research/Sequencing/SeqProposals/TrichoplaxSEQ021203.pdf>
- 19 Ebd., S. 3.
- 20 Srivastava, Mansi u. a.: The *Trichoplax* genome and the nature of placozoans, in: *Nature* 454/2008, S. 955-960.
- 21 Ebd., S. 955.
- 22 Eitel, Michael: *Phylogenetic Position, Biodiversity, Phylogeography and Biology of the Placozoa*, Dissertationsschrift Leibniz Universität, Hannover 2010.
- 23 Vgl. ebd., S. 21.
- 24 Eitel, Michael u. a.: New insights into placozoan sexual reproduction and development, in: *PLOS ONE* 6/2011, vgl. S. 8.
- 25 Ebd., S. 5.
- 26 Ebd., S. 2.
- 27 Ebd., S. 4.
- 28 Voigt, Oliver / Eitel, Michael: Placozoa, in: *Handbook of Zoology. Miscellaneous Invertebrates*, hrsg. von Andreas Schmidt-Rhaesa, Berlin / Boston 2019, S. 41-53.
- 29 Ebd., S. 47.
- 30 Schierwater, Bernd / Ruthmann, August: Placozoa, in: *Spezielle Zoologie – Teil 1*, hrsg. von Wilfried Westheide und Gunde Rieger, Berlin / Heidelberg 2013, S. 103-107.
- 31 Ebd. S. 106.
- 32 Oben kritisierte Dissertationsschrift profitierte von einem „Otto Bütschli scholarship“ der TiHo Hannover.

# Gefahren der Anglisierung von Wissenschaft

Winfried Thielmann

Der Beitrag zeigt auf, dass wissenschaftliche Einsprachigkeit, wie sie durch die Anglisierung der Wissenschaft vorangetrieben wird, die Wissenschaft in ihrer Substanz gefährdet, indem sie die Perspektiven auf wissenschaftliche Gegenstände verengt, den wissenschaftlichen Wettbewerb erschwert und die Wissensweitergabe in der wissenschaftlichen Lehre gefährdet.

Was ist Sprache, wozu ist sie da, und was wird aus ihr in wissenschaftlichen Zusammenhängen? In seinem Aufsatz „Medium Sprache“<sup>1</sup> macht Konrad Ehlich drei fundamentale und wohl auch universale Funktionsbereiche von Sprache aus:

- den kommunitären (gemeinschaftsstiftenden),
- den teleologischen (zielbezogenen) und
- den gnoseologischen (wissensbezogenen) Funktionsbereich.

Sprache, als Medium zwischen Sprecher und Hörer, stiftet Gemeinschaft, gestattet Sprechern die Verfolgung und Umsetzung von Zielen beim Hörer (etwa vom

Hörer ein Wissen oder eine Handlung zu erlangen, den Hörer zu warnen oder sich bei ihm zu entschuldigen) und natürlich ist Sprache das Medium der Wissensspeicherung und Wissensweitergabe. Was heißt das für die Wissenschaft?

In der Wissenschaft unterhalten communities fachliche Varietäten – wer von Morphemen spricht, spricht nicht für die gesamte Sprachgemeinschaft. Der teleologische Funktionsbereich zeigt sich in der Wissenschaft durch wissenschaftstypische sprachliche Handlungsqualitäten, Illokutionen, wie die Abbügelung eines möglichen Gegenarguments oder die Kritik an Elementen und Aspekten bisher akzeptierten Wissens.

Zentral für die Wissenschaft ist natürlich der gnoseologische Funktionsbereich von Sprache. Wissenschaftliches Wissen ist sprachlich abgebunden beziehungsweise auf Sprache rückführbar. Findet ein Wissenschaftler etwas Neues heraus, muss er hierfür genauso Sprache finden wie für seinen Erkenntnisweg.<sup>2</sup> Wissenschaftliches Wissen muss irgendwann in die Gesellschaft hinein. Und natürlich müssen wissenschaftliches Wissen und Vorgehen, um die Reproduktion des Unternehmens Wissenschaft zu gewährleisten, weitergegeben werden.

In diesem Beitrag möchte ich mich damit befassen, welche Konsequenzen eine Anglisierung des Unternehmens Wissenschaft für den gnoseologischen Funktionsbereich von Sprache, also für die Speicherung und Weitergabe wissenschaftlichen Wissens, für die wissenschaftliche Erkenntnisgewinnung und für die wissenschaftliche Lehre mit sich bringen könnte.

## Terminologien

Wissenschaftliches Denken und Handeln betrifft wissenschaftliche Gegenstände. Wissenschaftliche Gegenstände sind, wie mein Kollege Matthias Meiler einmal gesagt hat, etwas durchaus Seltsames: Man kann auf sie nicht zeigen. Nichts in der Wissenschaft ist uns an sich gegeben, sondern bereits durch eine bestimmte Weise des Hinsehens sozusagen aufbereitet oder, präziser, theoretisch gefasst. Die Mechanik, als Kerngebiet der Physik, handelt von Körpern. In der Wirklichkeit sind uns aber keine Körper gegeben, sondern Dinge. Die neuzeitliche Physik beginnt dort, wo man sich entscheidet, im Rahmen komplexer theoretischer Setzungen Dinge als Körper aufzufassen.<sup>3</sup> Dasjenige, womit in der Wissenschaft die Gegenstände, also theoretische Konzeptionen von den Dingen, benannt sind, sind Termini. Man könnte die Auffassung vertreten, dass das sprachliche Material, mit dem Termini gebildet werden, sozusagen letztlich gleichgültig ist, da es in der Wissenschaft ja um „objektive“ Konzeptionen geht. Wie ich im Folgenden zeigen möchte, ist diese Auffassung unzutreffend.

## Zur Einzelsprachengebundenheit wissenschaftlicher Terminologien

In einer größeren Untersuchung, die sich vergleichend mit der deutschen und der englischen Wissenschaftssprache befasste,<sup>4</sup> habe ich unter anderem vorgetragen, dass sich wissenschaftliche Einleitungen im Deutschen und Englischen grundlegend unterscheiden. Für den deutschen Zusammenhang fand ich heraus, dass für wissenschaftliche Einleitungen ein – erstmals von Ehlich und Rehbein<sup>5</sup> für den Diskurs beschriebenes – sprachliches Handlungsmuster grundlegend geworden ist, das hier eine textuelle Adaptation findet: das Begründen, dessen Zweck es ist, beim Hörer ein Verstehen bezüglich getaner oder noch beabsichtigter Handlungen herzustellen. Eine deutsche wissenschaftliche Einleitung besteht aus mehreren Begründungsschritten, mit denen Autoren beim Leser ein Verstehen bezüglich des Inhalts und der Notwendigkeit des eigenen Beitrags aufbauen.

Ich hatte also, in Kenntnis der Arbeiten von Ehlich und Rehbein, in deutschen wissenschaftlichen Einleitungen etwas gesehen und dieses Gesehene mit einem bereits eingeführten Terminus, nämlich **Begründen**, gefasst. Der Ausdruck Begründung leitet sich von dem Verb begründen her; er ist eine Wortbildung, eine deverbale Ableitung. Man sieht an diesem Terminus etwas, was auch später noch wichtig wird: Der Terminus ist von Ehlich und Rehbein komunitär abgesichert in dem Sinne, dass man ihn in der deutschsprachigen linguistischen community zur Bezeichnung des sprachlichen Handlungsmusters präzise verwenden kann. Zugleich handelt es sich aber auch, und dies ist Teil deutscher Wissenschaftstradition, um einen gemeinsprachlichen Ausdruck, der in seiner Grundbedeutung auch durch die gesamte Sprachgemeinschaft komunitär abgesichert ist.

Wollte ich nun meine Erkenntnisse ins Englische bringen, hätte ich ein Problem: Das Englische hat für den Ausdruck Begründung kein Pendant. Deverbale Ableitungen wie Begründung sind praktisch nicht ins Englische zu bringen. So etwas wie „Bestimmung eines Begriffs“, was ich auf Deutsch ständig tue, kann ich auf Englisch nicht benennen. Und dafür gibt es Gründe.

Sprachgeschichtlich gesehen entwickelte sich das Englische durch die normannische Eroberung von einer hochflektierenden germanischen Sprache durch massive Entlehnungen aus dem Altfranzösischen zu einer weitgehend flexionsfreien, genuslosen und isolierenden Sprache. Wortbildungen gibt es daher fast nicht, während Resultate von Wortbildungen in den Ausgangssprachen „invariable words“ sind:<sup>6</sup>

(1) refraction ← refractio ← refractum ← refrango ← frango  
action ← actio ← actum ← ago

Daher hat auch ein Ausdruck wie action im Englischen nicht per se eine begrifflich nennende, eine substantivische Qualität, wie man an folgendem Beispiel sieht, wo der Ausdruck Prädikat ist:

(2) Urgent request will be **actioned** immediately.

Diese Verhältnisse haben folgende Konsequenz: Etwas ist im Englischen entweder ein Wort, oder es ist eben keins. Approximation eines Gemeintem durch Wortbildung ist kaum möglich.

Hätte ich als einzige mir vorfindliche Wissenschaftssprache das Englische gehabt, wäre es mithin sehr zweifelhaft, ob ich meine Erkenntnisse bezüglich der Struktur deutscher wissenschaftlicher Einleitungen, die an Ergebnisse von Ehlich und Rehbein anknüpfen, überhaupt hätte haben und kommunizieren können. In der angelsächsischen kontrastiven Forschung<sup>7</sup> fehlt es daher auch an Kategorien zum Verständnis einer solchen Textanlage, die dort einfach nur als nicht-linear erscheint.

Es ist also im Bereich der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung und für deren Kommunikation keineswegs egal, in welcher Sprache man Wissenschaft betreibt. Vielmehr ist es ein Konzert gleichberechtigter ausgebauter Wissenschaftssprachen, das eine Multiperspektivität auf die Gegenstände sicherstellt und gewährleistet, dass bestimmte Dinge Gegenstände werden können.

### **Zur Auswirkung der Einzelsprachengebundenheit wissenschaftlicher Terminologien**

Das Unternehmen Wissenschaft wird ganz wesentlich dazu betrieben, dass Erkenntnisse irgendwann auch den Gesellschaften zugutekommen, die es unterhalten. Ich möchte nun kurz die Dynamik illustrieren, die

die Sprachenwahl für die Rezeption wissenschaftlicher Erkenntnisse und für deren Weiterentwicklung und Transfer mit sich bringt.

Mein Beispiel hierfür ist der Gemeinsame Europäische Referenzrahmen für Sprachen (GER). Ziel dieses Dokuments, das dem Projekt der Mehrsprachigkeit in Europa gewidmet ist, ist es, das sprachliche Vermögen von Sprechern unterschiedlicher europäischer Sprachen vergleichbar zu machen. Hierfür bedarf es einer theoretischen Fundierung, um die es mir hier gehen soll.

Im Interesse einzelsprachenübergreifender Kompetenzbeschreibungen ist der sprachtheoretische Ansatz des GER ein handlungstheoretischer:

The approach adopted here, generally speaking, is an **action-oriented one** [...] <sup>8</sup>

Was bedeutet handlungsorientiert? Nun doch wohl: orientiert an einer Handlungstheorie der Sprache. Man würde also Kategorien wie die folgenden vermuten: Handlung als Tätigkeit zur Überführung einer Defizienz in eine Suffizienz im Rahmen des gesellschaftlichen Systems der Bedürfnisse, sprachliche Einzelhandlung, sprachliches Handlungsmuster, Unterscheidung zwischen aktionaler und sprachlicher Handlung, zwischen gesellschaftlichem Zweck und individuellem Ziel, Unterscheidung zwischen Äußerungsakt, propositionalem Akt und illokutivem Akt bei sprachlichen Handlungen etc. Was finden wir im Referenzrahmen?

„A **task** is defined as any purposeful action considered by an individual as necessary in order to achieve a given result in the context of a problem to be solved, an obligation to fulfil or an objective to be achieved. This definition would cover a wide range of actions such as moving a wardrobe, writing a book, obtaining certain conditions in the negotiation of a contract, playing a game of cards, ordering a meal in a restaurant, translating a foreign language text or preparing a class newspaper through group work.“<sup>9</sup>

Das Schlüsselkonzept **task** ist weder handlungs- noch sprechhandlungstheoretisch bestimmt. Es wird nicht unterschieden zwischen einer sprachlichen oder aktionalen Einzelhandlung (Mahlzeit bestellen, Schrank umstellen) und einem komplexen Muster, das durch die Realisation einer Fülle sprachlicher Einzelhandlungen abgearbeitet wird (Bedingungen aushandeln)<sup>10</sup> und auch nicht zwischen individuellem Handlungsziel und gesellschaftlichem Zweck. **Task** ist eben nicht **Handlung**.

Das Schlüsselkonzept **task** wird zwar über das Handlungskonzept (action) bestimmt, aber im gemeinsprachlichen, common-sense-nahen Sinne. Eine handlungstheoretische Fundierung erfolgt nicht. Das hat dem **task**-Konzept aber nicht geschadet: Dadurch, dass sich der britische Hauptautor des GER, John Trim, der Prestigesprache Englisch bedienen konnte, war es ihm auch möglich, in anderen Sprachen verfasste Forschung, in denen unter anderem eine bereits sehr weit ausgearbeitete Handlungstheorie der Sprache vorlag, praktisch komplett zu ignorieren. Hierdurch wurden eine unzureichende Terminologie und eine defiziente Theoriebildung europaweit verbindlich gemacht.

Am Beispiel des GER seien noch weitere Konsequenzen dieser Entwicklung illustriert. Der Nutzen des Dokuments steht und fällt mit der Qualität seiner Übersetzung in die jeweiligen europäischen Einzelsprachen. Die Herausgabe der deutschen Übersetzung übernahm das Goethe-Institut, das mangels interner Kompetenz für die Qualität und Richtigkeit der Übersetzung nicht verantwortlich zeichnete. Diese wurde von zwei Anglistik-Professoren besorgt, die dabei ihre eigenen sprachlichen Defizite zur Norm erheben konnten: Während im Originaldokument für das A1-Niveau von **simple expressions and phrases**, also der Beherrschung einzelner Wörter und Phrasen (Guten Tag!, Ich komme aus ...) die Rede ist, liest man in der deutschen Übersetzung von **ganz einfachen Sätzen**. Die haben

natürlich Subjekt, Prädikat und Objekt, was auch heute noch die Rechtfertigung dafür ist, Lernern in A1-Kursen die halbe Grammatik des Deutschen abzuverlangen. Der bis heute nicht zufriedenstellende Erfolg der Integrationskurse hängt meines Erachtens direkt mit der Überforderung der Lerner durch eine nicht mit dem Referenzrahmen kompatible Didaktik zusammen.

In dem Moment, in dem im Konzert der ausgebauten Wissenschaftssprachen eine dominant wird, sind die anderen diskreditiert. Diese anderen Wissenschaftssprachen haben aber in ihnen angelegte Erkenntnismöglichkeiten und theoretische Traditionen, die denen der dominanten Wissenschaftssprache unter Umständen ebenbürtig, wenn nicht überlegen sind. Wissenschaftssprachliche Dominanz bedeutet, man kann das nicht anders sagen, dass unter Umständen schlechte Theorien mit ihren fragwürdigen Termini für die Gemeinschaft der Wissenschaftler und für den Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Gesellschaft verbindlich werden und damit die weitere Wissenschaftsentwicklung weder zum Vorteil der Wissenschaft noch der Gesellschaft anleiten. Die Dominanz der einen Wissenschaftssprache führt aber auch zum Versagen der wissenschaftlichen Korrektive: Für die Übersetzung des Referenzrahmens wurden zwei Personen ausgewählt, denen man einen sozusagen privilegierten Zugang zum Englischen unterstellte. Dass deren rezeptive Mehrsprachigkeit dann nicht ausreichte, eine angemessene Übersetzung zu erstellen, fiel niemandem auf.

Es ist also zu sagen, dass Anglophonie es nicht nur verhindert hat, dass kontinentaleuropäische Erkenntnisse in ein zentrales Dokument zur Entwicklung und Sicherung europäischer Mehrsprachigkeit eingegangen sind, sondern auch dazu führte, dass die – unterlegenen – Kenntnisse und Ansätze anglophoner Wissenschaft in diesem Bereich institutionell verbindlich gemacht wurden. Dies sind koloniale Strukturen. Der Gemeinsame europäische Referenzrahmen ist ein Produkt britischer Kolonialgeschichte.

### Wissenschaftliche Terminologie in der Lehre

Für Studierende ist wissenschaftliche Terminologie etwas doppelt Neues: Sie müssen sich für sie neue Gegenstände zusammen mit den sie benennenden sprachlichen Ausdrücken, den Termini, merken. Wie erfolgt die Bearbeitung solcher Erfordernisse in wissenschaftlicher Lehre? Wir betrachten folgendes Beispiel aus einer Vorlesung im Fach Maschinenbau:

(3)  
[1]

	/1/
<b>D [v]</b>	härten. Härten, oder was auch immer, was man da macht, heißt, dass man

[2]

	/2/
<b>D [v]</b>	Druckeigenspannungen in die Oberfläche einbringt. „Hier steht minus •
<b>D [nv]</b>	<i>ergänzt ein Minuszeichen, markiert</i>

Zu den verwendeten Abkürzungen in Beispiel (3) und Beispiel (6): D = Dozent, v = verbale Kommunikation, nv = nonverbale Kommunikation. Beide Beispiele in Thielmann, Winfried: „Marie, das wird nichts“ – sprachliche Verfahren der Wissensbearbeitung in einer Vorlesung im Fach Maschinenbau, in: Gesprochene Wissenschaftssprache. Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen, hrsg. von Christian Fandrych und Adriana Slavcheva, Heidelberg 2014, S.201-202.

In der Begriffsbestimmung **Härten ... heißt, dass man Druckeigenspannungen in die Oberfläche einbringt** sind, vom Prinzip her, zwei zentrale wissenschaftssprachliche Zwecke realisiert:<sup>11</sup>

- Benennung des wissenschaftlichen Erkenntnisgegenstands (**Härten**);
- sprachliche Fassung des diesem Gegenstand zugesprochenen Wissens (**Druckeigenspannungen in die Oberfläche einbringen**).

Wie man sieht, wird hier – wie dies für die deutsche Wissenschaftssprache recht typisch ist – mit **Härten** ein gemeinsprachlicher Ausdruck für die terminologische Benennung des Erkenntnisgegenstands eingesetzt. Diese Benennung ist motiviert,<sup>12</sup> indem zur kommunitären Absicherung Elemente eines gemeinsprachlichen Bedeutungsgehaltes auf einen anderen Bereich übertragen werden, wie wir das auch schon an dem Beispiel **Begründung** hatten. Die – vormalige – Neuheit des neuen Wissens, das dem mit Härten benannten Erkenntnisgegenstand zugesprochen wird, zeigt sich noch in den sprachlichen Verfahren, die hierbei zum Einsatz kommen: Die komplexe Wortbildung Druckeigenspannung enthält, was uns nicht mehr überrascht, gleich zwei deverbale Ableitungen (Druck, Spannung) – Resultate eines Wortbildungsverfahrens, dem in der deutschen Wissenschaftssprache eine zentrale Funktion zukommt.<sup>13</sup>

Ich betrachte nun ein Parallelbeispiel aus dem Fach Chemie, und zwar einer Vorlesung, die von einem deutschen Dozenten in einem sogenannten internationalen Studiengang auf Englisch gehalten wird. Ich schicke voraus, worum es hier geht: Der Dozent führt Chelatringe als neuen Gegenstand ein. Dabei handelt es sich um Moleküle, die wie eine Krebsschere (altgriech.: chele) auf ein ionisiertes Metallatom zugreifen und mit ihm einen Ring bilden. Der Terminus, der hier zum Einsatz kommt, ist also nur in derjenigen Sprache motiviert, aus der er entlehnt ist, weswegen diesbezüglich eine komplexere kommunitive Absicherung herzustellen ist. Sehen wir uns einmal an, wie der Dozent diese Dinge auf Englisch bearbeitet:<sup>14</sup>

**Ausschnitt aus einer Vorlesung im Fach Chemie auf lingua-franca-Englisch**

(4)

L: *Does anybody know chelate cycle?* (- -) Chelate cycle, who knows what that is? (- -)

L: Doesn't anybody speak Greek or Latin?

Ss: (laughter) No, no.

L: Still nobody.

Ss: (trying to repeat the word) Kilots? Kilos?

L: (to the only student with English as L1) What is Krebs?

S1(US): Crabs.

L: Crabs?

S1(US): Crab or a lobster.

L: You know this animal with eight legs. Which animal has also eight legs?

Ss: Spider.

S2 (Macedonia) Aaah, Chelots!

L: Yes, which language is this?

S2: This language is Macedonian. We are on a border with Greece.

L: I use the English pronunciation of chelates (/ˈki:leɪts/). (Writes word on the board)

S3 (China): Tschelos?

Ss and L: (laughter)

Man sieht, dass es praktisch im gesamten Diskursabschnitt um die komunitäre Absicherung desjenigen Terminus geht, mit dem der wissenschaftliche Erkenntnisgegenstand benannt wird, wobei dieser Terminus auch noch inkorrekt ist – im Englischen spricht man, wie im Deutschen, von *chelate ring* und nicht von *chelate cycle*. Es scheint hier eine Verwechslung von cycle (Zyklus) und circle (Kreis) vorzuliegen, da es ja gerade um eine Molekülstruktur, und nicht etwa um Reaktionszyklen etc. geht. Der Ausdruck chelate cycle ist durchaus gebräuchlich, aber nur bei deutschsprachigen Chemikern, die auf Englisch publizieren.

Nach den beiden gegenstandseinführenden Fragen fährt der Dozent mit *Does anybody speak Greek or Latin?* fort. Diese Frage zielt natürlich auf die Motivierung des aus dem Griechischen entlehnten Ausdrucks chelate ab, ist aber den Studierenden in ihrer metasprachlichen Dimension nicht verständlich. Da der

Dozent nicht über ausreichend gemeinsprachliche Ressourcen verfügt, die Motivierung des Terminus chelate auf Englisch zu vollziehen, befragt er mit *What is Krebs?* einen US-amerikanischen Studenten, der die englische Übersetzung liefert. Der Status der dozentischen Äußerungen *You know this animal with eight legs. Which animal has also eight legs?* ist nicht ganz klar: Entweder hat der Dozent die Antwort des US-amerikanischen Studenten *crab or a lobster* nicht verstanden, oder er versucht, diese Antwort für alle verständlich zu machen. Daraufhin kann der mazedonische Student den Ausdruck für sich motivieren, worauf sich ein kurzer Exkurs über das Mazedonische anschließt. Ein chinesischer Student arbeitet sich daraufhin immer noch an der für ihn unverständlichen Lautform ab. Das Gelächter innerhalb dieses Diskursabschnittes hat nichts damit zu tun, dass hier Zwecke wissenschaftlicher Lehre auf humorige Weise bearbeitet würden; es ist typisch für lingua-franca-Diskurse.

Der hier diskutierte Abschnitt hat mithin bisher die folgende thematische Entwicklung:

chelate cycle → Greek or Latin → Krebs → crab or lobster → animal with eight legs → Macedonian

Wir halten fest, dass der Dozent in dem bisher diskutierten Abschnitt die folgenden Zwecke sprachlich nicht realisieren kann:

- korrekte fachliche Benennung des wissenschaftlichen Erkenntnisgegenstands (chelate ring statt chelate cycle),
- kommunitive Absicherung des Ausdrucks chelate über eine metasprachliche Bezugnahme auf den Terminus, die korrekte Benennung der Herkunftssprache (Ancient Greek) sowie eine korrekte gemeinsprachliche Übersetzung,
- Anbindung des fachlich benannten Gegenstandes chelate ring an bereits vorhandenes Wissen – zum Beispiel durch Benennung mit dem Oberbegriff Molekül.

Wir haben es hier mit einer Vorlesung auf lingua-franca-Englisch zu tun, einer Varietät, in der die elementarsten Erfordernisse bei der Einführung neuer Terminologie sprachlich nicht bewältigt werden können. Was hätte der Dozent tun müssen? Er hätte vielleicht Folgendes sagen müssen:

- (5) **I am going to talk about chelate rings now. The term 'chelate' derives from the Ancient Greek word 'chele', which means 'pincers of a crab or lobster'. This term is used to describe complex molecules, so-called ligands, that attach to a metal atom from both sides like the pincers of a crab or a lobster. This reaction results in a ring-like complex molecule the type of which is called chelate ring.**

Wie man unschwer erkennt, ist in diesem Formulierungsvorschlag alles fettgedruckt, was nicht terminologisch ist, also Dinge wie *I am going to talk about*, *pincers of a crab or lobster* oder *this reaction results in*. Diese Formulierungen sind alle gemeinsprachlicher oder allgemein wissenschaftssprachlicher Natur und, wie man sieht, genau dasjenige, was dem Dozenten im obigen Beispiel an Ressourcen nicht zur Verfügung stand.

Hieraus lässt sich Folgendes ersehen: Die Einführung wissenschaftlicher Termini in der Lehre ist ein sprachlich anspruchsvolles Unterfangen, da die Termini selbst kommunitiv abgesichert und die Gegenstände erklärt werden müssen. Man sieht das auch deutlich an unserem deutschen Beispiel aus dem Maschinenbau, das ich nun etwas erweitert bringe

Dem Dozenten reicht es nicht, den neuen Fachterminus einzuführen. Er führt auch noch eine umfangreiche Sacherklärung des wissenschaftlichen Erkenntnisgegenstands durch, bei der er sich einer Analogie bedient: Beim Härten kommen Kohlenstoffatome ins Metallgitter hinein wie ein dicker Mann in einen schon vollen Fahrstuhl und bauen dort Druck auf. Die Analogiebildung erfolgt komplett gemeinsprachlich.

Wir sehen: Für die Zwecke der Einführung neuer wissenschaftlicher Terminologie in der wissenschaftlichen Lehre wird etwas zentral, was wir bisher gar nicht im Fokus hatten: gemeinsprachliche Ressourcen der Dozenten. Wissenschaftliche Lehre erfordert eine hohe gemeinsprachliche Kompetenz.

(6)

[1]

*/1/*  
**D [v]** härten. Härten, oder was auch immer, was man da macht, heißt, dass man

[2]

*/2/*  
**D [v]** Druckeigenspannungen in die Oberfläche einbringt. \_Hier steht minus •  
**D [nv]** *ergänzt ein Minuszeichen, markiert*

[3]

**D [nv]** *schnell*  
*/3/*  
**D [v]** und das ist so und so. • Ich sag ds immer so (Schritt führend) leicht, dass  
**D [nv]** *die Druckeigenspannungen*

[4]

**D [nv]**  
*/4/* */5/*  
**D [v]** Sie mir so meine Herren/ • Wie ist n das Härten? Stellt euch vor, primitiv

[5]

**D [v]** ausgesprochen, der Fahrstuhl ist voll • und da kommt noch einer rein, der

[6]

*/6/* */7/*  
**D [v]** nicht ganz so schlank ist. Das ist Härten. • • Und der da reinkommt, der nicht

[7]

**D [v]** ganz so schlank ist, ist das Kohlenstoffatom, was da in die Oberfläche in das  
**D [nv]** *gestikuliert*

[8]

**D [v]** Gitter – habt ihr bestimmt gehört, wisst ihr besser als ich – was da  
**D [nv]**

[9]

*/8/*  
**D [v]** reinkommt. Das ist drin und schon habt ihr Druck.

## Synopse der bisherigen Erkenntnisse

Wir haben bisher Folgendes gesehen:

- Es ist keineswegs egal, in welcher Sprache und mit welchen sprachlichen Ressourcen terminologische Benennungen für wissenschaftliche Gegenstände gefasst sind. Das Englische hat für Begründung kein Pendant.
- Wird eine Wissenschaftssprache dominant, so werden das auch die in ihr niedergelegten Terminologien und Theorien unabhängig von ihrer Qualität. Dadurch entstehen Verhältnisse, in denen Wissenschaft und gesellschaftliche Praxis unter Umständen durch Terminologien und Theorien angeleitet werden, die weitaus schlechter sind als dasjenige, was in einer nicht-dominanten Wissenschaftssprache niedergelegt ist. Der Gemeinsame europäische Referenzrahmen ist ein Produkt britischer Kolonialgeschichte zum Nachteil der europäischen Gesellschaften.
- Die Einführung wissenschaftlicher Terminologie in der Lehre ist ein sprachlich anspruchsvolles Geschäft, da sowohl die Terminologien selbst als auch die durch sie benannten Gegenstände für die Studierenden neu sind. Die komunitäre Absicherung von Terminologien wie auch die sprachliche Erklärung der Gegenstände erfordern in hohem Maße Ressourcen, die nicht per se wissenschaftlich sind, nämlich gemeinsprachliche. In einer lingua franca, die weder terminologische noch umfangreiche gemeinsprachliche Ressourcen vorhält, ist keine wissenschaftliche Lehre möglich.

## Statt eines Fazits

Wie ich vielleicht zeigen konnte, hat die Anglisierung des Unternehmens Wissenschaft nicht viel für sich: Sie reduziert die möglichen wissenschaftlichen Gegenstände sowie Perspektiven auf die Gegenstände, sie diskreditiert – unter Umständen überlegene – wissenschaftliche Entwicklungen, die an andere ausgebaute Wissenschaftssprachen gebunden sind und macht tendenziell qualitativ hochwertige wissenschaftliche Lehre unmöglich. Damit gefährdet die Anglisierung das Unternehmen Wissenschaft in seiner Substanz.

Wie kann es dazu kommen, dass es diesbezüglich keinen Aufschrei gibt? Meines Erachtens hängt das mit bestimmten *Präsuppositionen*, also stillschweigenden Voraussetzungen zusammen, die wissenschaftliche Akteure bezüglich der Rolle des Englischen im Wissenschaftsbetrieb unterhalten.

### ■ Präsupposition 1:

**Lingua-franca-Englisch ist Bedingung für wissenschaftliche Internationalität.**

**Kommentar:** Wie gezeigt wurde, gibt es in Wirklichkeit kein lingua-franca-Englisch, sondern Individualvarianten des Englischen, die von ihren Sprechern je aktuell zurechterfunden werden (chelate cycle), um kommunikative Zwecke zu erreichen. Auf lingua-franca-Englisch sind weder Wissenschaft noch wissenschaftliche Lehre möglich.

### ■ Präsupposition 2:

**The language of good science is bad English.**

**Kommentar:** Hierbei wird übersehen, dass sich lingua-franca-Diskurse unter Fachwissenschaftlern vor dem Hintergrund eines bei den Diskursteilnehmern ausgebildeten vertieften wissenschaftlichen Wissens ereignen, dessen sie jeweils in einer ausgebauten Wissenschaftssprache selbst noch teilhaftig geworden sind. Dass diese Art der Sprachlichkeit in Fachdiskursen, bei denen die Teilnehmer weitgehend vorverständig sind, ausreichen mag, qualifiziert diese Sprachlichkeit keineswegs als ausreichend für asymmetrische Konstellationen wie zum Beispiel diejenige der wissenschaftlichen Lehre, wo genau diejenigen Wissensbestände, die den lingua-franca-Diskurs unter Fachleuten überhaupt ermöglichen, erst aufgebaut werden müssen.

### ■ Präsupposition 3:

Das Englische ist eine leicht zu erlernende Sprache.

**Kommentar:** Das Englische befindet sich als fast vollständig isolierende Sprache zum Deutschen in maximaler typologischer Distanz. Dass seine Aneignung scheinbar leichtfällt, hängt mit der zum Teil geteilten Lexik zusammen wie auch damit, dass „nur wenig Grammatik“ zu lernen ist. Die Komplexität des Englischen steckt aber genau in den Bereichen, die zum Beispiel der Dozent im Fach Chemie nicht bearbeiten konnte und die gerade nicht fachlich sind, nämlich den gemeinsprachlichen Ressourcen. Die Aneignung einer guten gemeinsprachlichen Kompetenz im Englischen ist eine Angelegenheit vieler Jahre.

### ■ Präsupposition 4:

Lingua-franca-Englisch ist das einzige wirklich internationale Englisch.

**Kommentar:** Das Englische, als Sprache derjenigen Gesellschaften, die es gesamtgesellschaftlich und für alle Lebensbelange vorhalten, ist eine plurizentrische Sprache. Anglophone Sprecher aus verschiedenen Weltregionen müssen sich daher genauso aufeinander einstellen wie ein Sprecher des Deutschen aus Hannover, der auf einen Österreicher trifft. Dies gelingt ihnen – aufgrund der Gemeinsamkeit der sprachlichen Ressourcen – so gut wie Deutschen aus verschiedenen Regionen. Mit anderen Worten: Die durch individuelle lingua-franca-Varietäten hergestellte „internationale“ Sprachlichkeit ist nur eingeschränkt funktional. Funktional vollwertige Varietäten, auch des Englischen, sind regional beschränkt auf diejenigen Gesellschaften, die eine Varietät gesamtgesellschaftlich und für alle Lebensbelange vorhalten. Selbst für das Englische gilt daher: Ohne Regionalität ist Internationalität nicht zu haben.



### Prof. Dr. Winfried Thielmann

ist Inhaber der Professur Deutsch als Fremd- und Zweitsprache an der TU Chemnitz. Seit März 2020 Berufung in die Bewertungskommission Integrationskurse (BMI/BAMF), seit Juni 2019 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Fachverbandes Deutsch als Fremd- und Zweitsprache.

„Es wäre schön, Internationalität durch Regionalität, das heißt durch Besinnung auf die in den ausgebauten europäischen Wissenschaftssprachen angelegten Wissenschafts- und Denktraditionen, im Interesse der Wissenschaften wiederzugewinnen.“

## Anmerkungen:

- 1 Ehlich, Konrad: Medium Sprache, in: Sprache und sprachliches Handeln, Pragmatik und Sprachtheorie, Bd.1, hrsg. von Konrad Ehlich, Berlin/New York 2007, S.151-165.
- 2 Ehlich, Konrad: Die Lehre der deutschen Wissenschaftssprache: sprachliche Strukturen, didaktische Desiderate, in: Linguistik der Wissenschaftssprache, Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Forschungsbericht 10, hrsg. von Heinz Leo Kretzenbacher und Harald Weinrich, Berlin 1995, S.325-352.
- 3 Thielmann, Winfried: Fachsprache der Physik als begriffliches Instrumentarium – exemplarische Untersuchungen zur Funktionalität naturwissenschaftlicher Begrifflichkeit bei der Wissensgewinnung und -strukturierung im Rahmen der experimentellen Befragung von Natur, Arbeiten zur Sprachanalyse 34, Frankfurt a. M. 1999.
- 4 Thielmann, Winfried: Deutsche und englische Wissenschaftssprache im Vergleich: Hinführen – Verknüpfen – Benennen, Heidelberg 2009.
- 5 Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen: Muster und Institution. Untersuchungen zur schulischen Kommunikation, Tübingen 2002.
- 6 Sapir, Edward: Language: An Introduction to the Study of Speech, New York 1921.
- 7 Clyne, Michael: Cultural Differences in the Organisation of Academic Texts, in: Journal of Pragmatics 11/1987, S.217-247.
- 8 Council of Europe: Common European Framework of Reference for Languages: Learning, teaching, assessment, Cambridge 2001.
- 9 Ebd., S.10.
- 10 Ehlich / Rehbein: Muster und Institution. Untersuchungen zur schulischen Kommunikation.
- 11 Thielmann, Winfried: Genuin wissenschaftssprachliche Strukturen, in: Info DaF, 44/5/2017, S.546-569.
- 12 Ricken, Ulrich: Zum Thema Christian Wolff und die Wissenschaftssprache der deutschen Aufklärung, in: Linguistik der Wissenschaftssprache (= Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Forschungsbericht 10), hrsg. von Heinz Leo Kretzenbacher und Harald Weinrich, Berlin 1995, S.41-90.
- 13 Thielmann: Deutsche und englische Wissenschaftssprache im Vergleich.
- 14 Knapp, Annelie: Language choice and the construction of knowledge in higher education, Siegen 2014, S. 8f.

Ein Weg aus der wissenschaftlichen Selbstentfremdung

# Rehabilitation der Mehrsprachigkeit

Werner Müller-Pelzer

Um sich dauerhaft von der Fremdbestimmung durch die US-Hegemonie und der „English only“-Politik zu emanzipieren, ist für die europäische Forschung eine eigene Strategie nötig, um die Mehrsprachigkeit zu rehabilitieren. Dazu gehört, den Studierenden als zukünftigen Akteuren und Rezipienten ein Programm anzubieten, das auf die unwillkürliche Lebenserfahrung in Europa zurückgeht und die Selbstentfremdung überwindet.

In seinem Aufsatz von 2023 hat Siegfried Gehrman<sup>1</sup> auf den „Doppelcharakter“ des global angewendeten Englisch hingewiesen. Er unterscheidet das **marktgängige** Instrument, das die Zugehörigkeit zur Konsumwelt, zu technischem Fortschritt und Modernität signalisiert, vom ausgebauten **akademischen** Englisch, das eine internationale Zutrittsbarriere für nicht-muttersprachliche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler darstellt. So unterschiedlich die beiden Fälle sind: Die Betroffenen sind nicht mehr voll „bei sich“; sie sind von sich selbst entfremdet. Zu diesem Dilemma hat die Theorie beigetragen, Sprachen seien allein Instrumente effizienter Kommunikation, die dem

wechselseitigen Austausch von Informationen dienen. Gegen die intellektualistischen Theorien, vorsprachlich generierte Konzepte würden in den einzelnen Sprachen lediglich mit unterschiedlichen Zeichen ausgedrückt, argumentieren andere Wissenschaftler, dass die Sprachen spezifische, in eine andere Sprache nur bedingt übertragbare Techniken „zur geistigen Bearbeitung der Welt, zum ‚Denken‘ der Welt, [...] eine kognitive und lautliche Form der Weltaneignung“<sup>2</sup> sind. Auf die Forschung – insbesondere auf die geisteswissenschaftliche – übertragen würde die kultivierte europäische Mehrsprachigkeit erneut zu einem kreativen Medium par excellence avancieren.

## Die Ausgangslage

### Affektive Mehrsprachigkeit

Mit seinem Vorschlag, eine international vernetzte Mehrsprachigkeitskoalition zu schmieden, die von Wirtschaft und Politik Abstand halten könnte, möchte Gehrmann dieses Potenzial an Kreativität rehabilitieren und auf längere Sicht das US-Machtmonopol in der Forschung brechen. Die mit starken Argumenten vorgetragene Initiative listet eine Reihe konkreter Vorschläge auf und plädiert für „**international vernetzte Mehrsprachigkeitskollektive** mit mehrsprachigkeitsorientierten Bildungswissenschafts-, Kultur- und Gesellschaftsvorstellungen.“<sup>3</sup> Allerdings müsste diese Forderung meines Erachtens folgendermaßen ergänzt werden: Eine funktionale Mehrsprachigkeit reicht nicht aus, sondern erst durch eine **affektive Mehrsprachigkeit** erhält sie den notwendigen Rückhalt in einer geteilten Lebenserfahrung. Zwischen der Ebene der Nationalkulturen und der internationalen Ebene ist Europa als affektiver Raum der Nachbarsprachen und -kulturen unverzichtbar.

Die neuen transnationalen Mehrsprachigkeitsverbände müssten es vermeiden, wie ihre anglophonen Konkurrenten Wissenschaft aus der globalen Perspektive von nirgendwo<sup>4</sup> zu betreiben. Mehrsprachigen Forscherinnen und Forschern in Europa braucht man nicht zu erklären, dass sie ohne die subjektive Einbettung in eine europäische Umgebung, ohne affektives Betroffensein, ohne Gefühlsatmosphären, ohne deontologische Hintergrundgefühle<sup>5</sup> und ohne eine affektive Mehrsprachigkeit nicht auskommen. Wenn hier von „Europa“ die Rede ist, geht es selbstverständlich nicht um die Europäische Union (EU), sondern um Europa als affektiven Raum. Dasselbe trifft auf das Auditorium zu, an das sich diese Forschungen richten werden. Um für die vielgestaltige Bedeutsamkeit mehrsprachig erarbeiteter Forschungsergebnisse sensibel, empfänglich und resonant zu sein, ist eine „nachbarschaftliche“ Erfahrung europäischer Sprachen und ihrer historisch gewachsenen National- sowie entwickelten Regionalkulturen unerlässlich. Das notwendige gesellschaftlich relevante Publikum als Adressat einer mehrsprachig arbeitenden Forschung muss allerdings erst herangezogen werden. In erster Linie ist hier an die aktuellen und zukünftigen Studierenden zu denken, die in die Gesellschaft hineinwirken und den zukünftigen akademischen Nachwuchs bilden werden. Bislang schien es so, als sei der „Mehrwert“ der Mehrsprachigkeit

vor allem für sprachlich interessierte und vorgebildete Akademiker greifbar. Aber es muss – und darf – nicht bei dieser schmalen Basis bleiben.

### Ist die Welt objektiv?

„Die Sache – oder die Welt – ist natürlich dieselbe für alle Menschen, aber die Vorstellungen, mit denen sie die Welt kognitiv bearbeiten, sind verschieden, und die Sprachen sind diese verschiedenen ‚Weltbearbeitungen‘.“<sup>6</sup> Daher die Möglichkeit, das Gemeinte „auf diese je besondere Weise zu denken und zu sagen.“<sup>7</sup>

Hermann Schmitz, der Begründer der Neuen Phänomenologie, ergänzt und korrigiert diese Aussage über die „Welt“ aus neuphänomenologischer Perspektive. Er setzt bei den vielsagenden Eindrücken der unwillkürlichen, vorsprachlichen Lebenserfahrung ein, etwa ein markantes oder faszinierendes Gesicht beziehungsweise Porträt. Dabei handelt es sich um ein präreflexives, binnendiffuses Mannigfaltiges, bei dem die vorschwebenden Sachverhalte zwar charakteristisch, aber nicht vereinzelt sind, also nicht aus objektivierbaren Einzelheiten bestehen. Mit dem terminus technicus der Situation fasst Schmitz dieses und anderes Mannigfaltiges zusammen.<sup>8</sup>

Versucht man, die Faktoren nachträglich in analytischer Weise sprachlich zu explizieren, wird dies nur unvollständig gelingen, aber nicht, weil die sprachlichen Fähigkeiten nicht ausreichen, sondern weil die Situationen selbst – also die von Trabant zitierte „Welt“ – für die Wahrnehmenden binnendiffus, vielsagend und nicht objektivierbar wie eine wohl bestimmte „Sache“ sind. In seiner *Leibphänomenologie*<sup>9</sup> stellt Schmitz die These auf: Noch vor einer elaborierten Sprachkompetenz erlaubt es die **wechselseitige antagonistische Einleibung** zwischen den Partnern, dass eine kaum überschaubare Menge vielsagender Eindrücke wahrgenommen wird. In einer Situation kann etwas Vorsprachliches – ein Gefühl, eine Atmosphäre, Ausdrucksgestalten – gespürt werden, das den Fortgang des weiteren Austauschs maßgeblich bestimmt. Die Vielfalt und Vieldeutigkeit, die mit der Mehrsprachigkeit verbunden sind, beziehen sich also nicht allein auf die „besondere kognitiv-sprachliche Weise“ des Ausdrucks, sondern als erstes auf die leiblich gespürte Bedeutsamkeit der binnendiffusen Situationen selbst. „Alles Verstehen von Situationen ist primär leibliches Verstehen in antagonistischer Einleibung, personal und kulturell überformt und kritisch geprüft.“<sup>10</sup>

## Leibliches Sich-finden in Situationen

Dieses Motto umschreibt den unüblichen Einstieg in das studentische MONTAIGNE-Austauschprogramm<sup>11</sup> am jeweiligen Hochschulort: Vor der und dann parallel zu der sprachlich-kognitiven Aneignung der Umgebung findet eine Sensibilisierung auf der Ebene des eigenleiblichen Spürens und leiblichen Kommunizierens, des affektiven Betroffenseins sowie des leiblichen Ergriffenseins durch Gefühlsatmosphären statt. Über das Sich-einleben in einer unbekanntem europäischen Kultur und das Einwachsen in eine neue Sprache erhalten die Mitglieder der europäischen Studiengruppe die Chance, am eigenen Leib exemplarisch die Erfahrung einer affektiven Nostrifizierung zu machen. Davon ausgehend mag es sein, dass einige sogar zur anspruchsvollen „Bildung als Befreundung mit fremden Weltansichten“<sup>12</sup> vordringen. Auch die von Trabant so genannte antreibende „Sehnsucht nach dem Anderen“ lässt sich als eine leiblich ergreifende Gefühlsatmosphäre bestimmen.

Die Öffnung für präreflexive, binnendiffuse und deshalb nicht diskursiv fixierbare interkulturelle Erfahrungen erklärt, warum sich das MONTAIGNE-Programm nicht „systemimmanent“ umsetzen lässt. Die sprachpolitischen Rahmenbedingungen der EU sind vom Effizienzdenken und der Wettbewerbsfixierung der Märkte kontaminiert. Auf dieser Grundlage das Deutungsmonopol über Europa zu beanspruchen, wie dies die EU tut, ist äußerst problematisch. Sollten Studierende in den offiziellen Auskünften über Europa nicht auszuräumende Widersprüche entdecken, wenn es um die Fragen geht: „Welcher Europäer, welche Europäerin will ich sein? Wie wollen wir in Zukunft zusammenleben?“, drohen ernste Diskrepanzerfahrungen. Diese Problemlage lässt sich nur durch die Destruktion des EU-Diskurses auflösen. Dazu gehört an erster Stelle die Kritik an Äquivokationen, die Studierende wie auch andere gesellschaftliche Gruppen daran hindern, die umgebende Wirklichkeit frei von ideologischen Verzerrungen zu erkennen. Deshalb muss geklärt werden, was die Bezeichnungen „Europa“ und „europäisch“ für Europäerinnen und Europäer bedeuten.

## Was ist mit Europa gemeint?

### Europa ≠ EU

Der Ort der aktuellen Debatte ist die politische Arena, in der linguistische, kulturelle und philosophische Argumente allein nach ihrer praktisch-politischen Relevanz berücksichtigt werden. Eine Untersuchung des Themas, die davon Abstand halten will, muss deshalb die als selbstverständlich unterstellten Annahmen daraufhin prüfen, ob und inwieweit über denselben Sachverhalt gesprochen wird. Für den vorliegenden Fall heißt dies: Die EU ist ein Konstrukt zur Bündelung der Macht eines globalen Akteurs; Europa hingegen ist dies nicht. Deshalb ist es falsch, beide in eins zu setzen. Es handelt sich um zwei unterschiedliche Sachverhalte. Die in der Diskussion verwendeten bildungspolitischen Grundsätze, Kategorien und Begriffe stellen sich bei genauerer Prüfung als ein Teil des Problems dar. Dies beginnt mit der zentralen politischen Formel „Europa = Europäische Union“. Regierungen und privatwirtschaftliche Sponsoren lassen den Hochschulen und Universitäten finanzielle Unterstützung in dem Maß zukommen, wie sie dieses Programm im Hinblick auf die globale Wettbewerbsposition der EU umsetzen. Dieser Schiebung entsprechend wird die genannte Formel nicht in Frage gestellt.

Aber auch auf anderen gesellschaftlichen Feldern herrscht eine überraschende Einmütigkeit: Europa öffentlich zu thematisieren, impliziert in der Regel die Annahme, man wisse schon, worum es geht. Dies ist ein Irrtum. Europa bezeichnet keinen Sachverhalt, der mit einer wissenschaftlichen Standardmethode definiert werden könnte. Je nach ihrer fachlichen Perspektive schneiden sich die thematisch involvierten Disziplinen gleichsam eine Portion von Sachverhalten, Programmen und Problemen heraus, die unter den jeweiligen methodischen Grundannahmen bearbeitet werden. Dabei ist es offenkundig, dass die in der EU realisierte politisch-rechtlich-administrative Union in einem anderen Wirklichkeitsbereich angesiedelt ist als das Europa der impliziten Normen des Lebensgefühls, der transgenerationellen Erfahrungen und der subjektiven Gefühle bezüglich Leben, Tod, Krieg und Völkerverständigung. Auch das geistige, künstlerische, kulturelle, philosophische, mehrsprachige Europa ist unschwer von dem politischen, die Nationalstaaten überspannenden Konstrukt zu unterscheiden.

Europa als binnendiffuses Gesamtes von Situationen und Atmosphären, welche die Europäer beschäftigen, umtreiben und ihre Lebensführung prägen, kann nicht aus der distanzierten Perspektive eines wissenschaftlichen Beobachters auf eine Vernetzung komplexer Konstellationen reduziert werden.<sup>13</sup> Statt von einer fachwissenschaftlichen, begrifflichen Zurichtung muss vielmehr von den Phänomenen selbst ausgegangen werden, wie sie sich in der unwillkürlichen Lebenserfahrung darstellen. Europa ist eine Gestalt diffuser Mannigfaltigkeit.<sup>14</sup> Die Eindrücke, die von Europa, seinen Völkern und Sprachen sowie einzelnen Menschen unabsehbar vielfältig ausgehen und uns in eigentümlicher Weise affizieren können, sind zwar charakteristisch, aber keineswegs durchgehend bestimmt, also nicht in ihren Einzelheiten aufzählbar und nicht in ein anderes Medium übertragbar. Was mit der Bezeichnung „Europa“ angesprochen wird, gehört in erheblichem Maß zur präreflexiven Erfahrung und ist nur aus der Perspektive affektiv Betroffener umfassend zu fühlen und wahrzunehmen. Selbst wenn aus Situationen einzelne Sachverhalte, Programme und Probleme sprachlich expliziert werden, erhalten bestimmte Handlungen, Gesten, Körperhaltungen, Mimik, Stimmen, Musik und kollektive Stimmungen erst durch das situativ Vorschwebende, Angedeutete, Suggestierte, aus der Erinnerung Evozierte und Gefühlte ihre volle Bedeutsamkeit. Diese Dimension ist auch bei Europa ständig präsent. Der gewaltsame Reduktionismus der politischen Formel „Europa = EU“ erstickt dies. Seit 2020 zeigt sie an, dass Europa als zentrale Legitimationsquelle binnendiffuser, zivilisatorischer Normen und Errungenschaften für die EU ausgedient hat:<sup>15</sup> Europa ist die EU – weiter nichts!<sup>16</sup> Gegen die „von oben“ übergestülpten Identitätskonstrukte hat Gérard Bouchard seinerseits eine „convergence herméneutique“ von unten angemahnt,<sup>17</sup> um der Gefühlsatmosphäre der Ohnmacht<sup>18</sup> unter den Bürgerinnen und Bürgern zu begegnen.

### Unwillkürliche Lebenserfahrung

Obwohl die griechische Antike im historischen Verständnis lediglich zu Europas Vorgeschichte gerechnet wird, ist die sich im 6. Jahrhundert vor Christus vor allem in Athen manifestierende Wirkkraft vielsagender Eindrücke in Verbindung mit deontologischen Hintergrundgefühlen auch für heutige Europäer denkwürdig. Unter Abgrenzung von den umgebenden, orientalischen Priester- und Despotenkulturen (Ägypten, Babylonien, Persien), die den Griechen in technischer,

naturkundlicher und organisatorischer Hinsicht weit überlegen waren, hatten diese bereits früh gespürt: So wollen wir nicht leben! Davon ausgehend war ihnen die Charakterisierung des abendländischen Zivilisationstyps gelungen, der in folgenden Sinnsprüchen seinen Ausdruck gefunden hat:<sup>19</sup>

- **Weder andere beherrschen wollen noch sich von anderen beherrschen lassen.** Die affektive Bindung an tyrannische Macht oder die Unterwerfung unter sie wurde als eines freien Mannes unwürdig abgelehnt.
- **Werde, *der du bist*.** Oder: **Werde, im Umgang mit dir selbst und anderen Menschen lernend, was du für einer bist.** Der Mensch kann sich von der animalischen Festlegung auf Programme und von theologischen Dogmen emanzipieren, Person werden und damit etwas Neues verwirklichen.
- **Erkenne dich selbst! Sei besonnen!** Eine selbstkritische und weltkundige Urteilskraft befähigt den Menschen, weder sich zu überschätzen noch sich zu erniedrigen.

Die Diskussionsgemeinschaft freier Menschen (damals noch erwachsener Männer) war die Voraussetzung für eine Lebensweise mit dieser Ausrichtung. Öffentlich Argumente vorzutragen und sich die Disziplin aufzuerlegen, eine Kritik dieser Argumente zuzulassen, ist zur Signatur des kritischen und selbstkritischen **europäischen Zivilisationstyps** geworden. Die zitierten Sinnsprüche sind zu Wegmarken bei der Selbstbesinnung und Selbstfindung geworden. Als europäische Kulturen können heute deshalb diejenigen angesprochen werden, in denen die Menschen auf einem geschichtlich gewachsenen Forum für freie Diskussion in ihrem Selbstverständnis von folgenden Hintergrundgefühlen berührt beziehungsweise ergriffen und geleitet werden: Selbstbestimmung versus Fremdbestimmung, Selbstwerdung versus Entfremdung der Subjektivität, Bemühung um Selbstbesinnung versus Überheblichkeit beziehungsweise Haltlosigkeit.

### Künstliche Intelligenz als Gefahr

Bleibt die „unfreundliche Übernahme“ Europas durch die Europäische Union unwidersprochen, besteht die Gefahr, dass diese Errungenschaft des europäischen Zivilisationstyps verspielt wird. Eine Etappe dieses Prozesses ist die zunehmende Verdrängung einer affektiven Beziehung zur eigenen Kultur und Sprache durch

das uneuropäische *Globalesische*. Jürgen Trabant hat die Implikationen in aller Deutlichkeit benannt: Subjektivität und Historizität natürlicher Sprachen werden damit eliminiert. „Ich habe zwar noch Zeichen, aber keine Sprache.“<sup>20</sup> Heute kann man ergänzen: Ich habe nur noch Daten, die dank der Künstlichen Intelligenz (KI) über Algorithmen beliebig verarbeitet, bearbeitet und für praktische Zwecke eingesetzt werden können. Wer über die Zwecke bestimmt, bleibt im Dunkeln. Auf Grund der „Ideologie totaler Vernetzung“<sup>21</sup> wird die Wirklichkeit auf das reduziert, was als Netz beliebig umknüpfbarer Konstellationen objektivierbar ist und sich in Datenformaten fassen lässt. Eine spezifisch europäische affektive Mehrsprachigkeit fällt unter den Tisch.

## Das MONTAIGNE-Programm

### Personale Emanzipation

Die Hegemonie von EU und globalem Englisch begünstigt bei Europäern Erfahrungen der Selbstentfremdung. Deshalb setzt das Programm bei Diskrepanzerfahrungen von Studierenden an. Nach einem Vorbereitungssemester an der Heimathochschule wählen die Studierenden für ihr Urlaubssemester eine Hochschule, an der eine der kleineren europäischen Sprachen gesprochen wird, nicht aber Englisch, Deutsch, Französisch, Spanisch oder Italienisch, weil in diesen Fällen die Motivation des Machtgewinns nicht auszuschließen ist. Optional sind ein anschließendes dreimonatiges Praktikum sowie ein Fachsemester auf der Grundlage eines Learning agreement. Während des Europa-Semesters finden keine Fachveranstaltungen statt; es werden keine Noten vergeben; die Kompetenzkriterien des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen werden nicht angelegt.

Am Anfang steht das von einem pädagogischen Team organisatorisch gerahmte vorsprachliche Kennenlernen der MONTAIGNE-Studierenden. Angelehnt an schauspieltechnische Übungen und Kreativitätstechniken bildet sich ein präreflexives Gruppengefühl. Auf dieser Grundlage wird die jeweilige Landessprache spielerisch eingeführt. Auf der Basis einer neu entwickelten, phänomenologisch informierten Spracherwerbsmethode leitet das pädagogische Team zu Lernsituationen an. In der Gruppe von circa zehn Studierenden stehen neben der zusätzlichen Sprachlehre auf kognitiver Grundlage explorative Gruppenarbeit zur Lösung gestellter Aufgaben und eigenständige Projekte zum

Umgang mit Situationen, die individuell als affizierend oder ergreifend erlebt werden, auf dem Programm.

Indem menschliche Rede Bedeutungen durch Subsumption unter vorsprachliche Gattungen aus der Situation expliziert, befreien sich die jungen Erwachsenen aus der Gefangenschaft des leiblich Bedrängenden und Diffusen. So kommt Schmitz zu der These, dass für das Sprechen nicht Kommunikation die Hauptsache ist, denn kommuniziert wird bereits in nicht-satzförmiger Rede bei antagonistischer Einleibung (bestimmte Tierarten; Zurufe bei gemeinsamen Spielen), wobei die Situation als Ganzes bearbeitet wird. Die Hauptsache der *menschlichen* Sprache ist die Explikation von Bedeutungen aus Situationen: Sie ist die Voraussetzung für personale Emanzipation.

Für die Zukunft einer mehrsprachigen, selbstbestimmten Forschung und Lehre an europäischen Hochschulen dürften die von Gehrman vorgeschlagenen international vernetzten Mehrsprachigkeitskollektive kaum ohne die praktische Erfahrung einer affektiven Nostrifizierung der Lehrenden und Lernenden unter Europäern dauerhaft auskommen.



### Dr. phil. Werner Müller-Pelzer

war bis 2014 Studiengangsleiter für die Studiengänge International Business deutsch-französisch und deutsch-spanisch an der FH Dortmund. Er leitet die Forschungsstelle für interkulturelle und europäische Studien und ist Herausgeber des eJournals impEct.

---

---

## Anmerkungen:

- 1 Gehrmann, Siegfried: Braucht Wissenschaft Mehrsprachigkeit? Sprachen- und gesellschaftspolitische Anmerkungen zur Anglophonisierung der Wissenschaft in Zeiten der Globalisierung, in: Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft 2/2021, S. 13-56.
- 2 Trabant, Jürgen: Globalesisch oder was? Plädoyer für Europas Sprachen, München 2014, S. 188 ff., 200-208.
- 3 Gehrmann: Braucht Wissenschaft Mehrsprachigkeit?, S. 50.
- 4 Siehe Nagel, Thomas: Der Blick von nirgendwo, Frankfurt a. M. 2012 (Originalausgabe: The View From Nowhere, Oxford 1989).
- 5 Der Terminus der *deontologischen Gefühle* verweist auf die Erfahrung eines diffus gespürten *Du sollst*. Ein explizites Selbstbekenntnis zum Europäer-sein ist nicht gemeint. Siehe Nörenberg, Henning: Deontological Feelings as Normative Affective Backgrounds: The Case of Profound Boredom, in: Intercultural Philosophy. Journal for Philosophy in its Cultural Context, 2022.
- 6 Trabant, Jürgen: Befreundung. Für eine gebildete europäische Mehrsprachigkeit, in: Bildung in fremden Sprachen? Pädagogische Perspektiven auf globalisierte Mehrsprachigkeit, hrsg. von Ruprecht Mattig, Miriam Mathias und Klaus Zehbe, Bielefeld 2018, S. 171-193, hier S. 184 f.
- 7 Trabant: Globalesisch oder was? S. 203.
- 8 „Eine Situation [...] ist charakterisiert durch Ganzheit (d. h. Zusammenhalt in sich und Abgehobenheit nach außen), ferner eine integrierende Bedeutsamkeit aus Sachverhalten, Programmen und Problemen und eine Binnendiffusion dieser Bedeutsamkeit in der Weise, dass die in ihr enthaltenen Bedeutungen (d. h. Sachverhalte, Programme und Probleme) nicht sämtlich – im präpersonalen Erleben überhaupt nicht – einzeln sind.“ Schmitz, Hermann: Situationen und Konstellationen, Freiburg / München 2005, S. 22.
- 9 Ebd., S. 126-137.
- 10 Schmitz, Hermann: selbst sein. Über Identität, Subjektivität und Personalität, Freiburg / München 2017, S. 223.
- 11 Ausführliche Begründungen der Thesen finden sich in Müller-Pelzer, Werner: Wie werde ich Europäer? Wie werde ich Europäerin?, Freiburg / München 2024 (in Vorbereitung); Interkulturelles Sprachenlernen in europäischer Perspektive – eine Projektskizze des MONTAIGNE-Programms, in: Zeitschrift für Interkulturelles Sprachenlernen (Frühjahr 2024, in Vorbereitung); Europa regenerieren. Über das Entstehen kollektiver Atmosphären, erläutert am studentischen MONTAIGNE-Austauschprogramm, Freiburg / München 2021.
- 12 Trabant: Befreundung, S. 190.
- 13 So Schmale, Wolfgang: Geschichte und Zukunft der europäischen Identität, Bonn, 2. Aufl., 2010, S. 137, 147.
- 14 Schmitz, Hermann: Ausgrabungen zum wirklichen Leben. Eine Bilanz, Freiburg / München 2016, S. 74-129.
- 15 Eine aktuelle Illustration der Hintergrundstimmung, wonach sich die Globalisierung als eine „feine Sache“ darstellt, bietet das neue Motto des ERASMUS-Programms: „Enriching lifes. Opening minds.“ Offizielle Seite <https://www.erasmusplus.de/>. Zur Kritik siehe Müller-Pelzer: Wie werde ich Europäer? Wie werde ich Europäerin? (2024).
- 16 Vor den Wahlen zum EU-Parlament 2024 hat sich das politische Brüssel für die Marketingkampagne „Du bist Europa“ entschieden, die auf dem Taschenspielertrick aufbaut: Du bist Europa, genauer gesagt die Europäische Union. Storz Medienfabrik GmbH: „Du bist Europa. A Multimedia Experience about Europe.“ [https://www.storz-mediaholding.de/wp-content/uploads/2020/03/DuBistEuropa\\_Praesentation\\_treesixty\\_190905\\_reduziert.pdf](https://www.storz-mediaholding.de/wp-content/uploads/2020/03/DuBistEuropa_Praesentation_treesixty_190905_reduziert.pdf); folgende falsche Bezeichnungen, die zur Selbstverständlichkeit im öffentlichen Raum geworden sind, belegen, dass es sich nicht um eine leichtfertige Formulierung eines Marketingunternehmens handelt: „Europäischer Gerichtshof“ (EuGH) statt Gerichtshof der Europäischen Union (GHEU), „Europa-Parlament“ (EP) statt Parlament der Europäischen Union (PEU), „Europawahlen“ statt Wahlen zum PEU, „Europäische Zentralbank“ (EZB) statt Zentralbank der Europäischen Union (ZEU).
- 17 Bouchard, Gérard: L'Europe à la recherche des Européens. La voie de l'identité et du mythe, in: Notre Europe – Institut Jacques Delors, Études & Rapports décembre 2016, <http://institutdelors.eu/wp-content/uploads/2018/01/europeidentitemythes-bouchard-ijd-dec16.pdf>, Stand: 5.1.2024; Waechter, Matthias: Looking beyond Populism: Identity Politics in the European Union, in: Projekt „Trulies Europe“, <http://trulies-europe.de/?p=1208>, Stand: 5.1.2024.
- 18 „Ein Gefühl der Ohnmacht.“ Interview mit Janis Emmanouilidis vom European Policy Centre (EPC), in: Süddeutsche Zeitung, 30.12.2015, <https://www.sueddeutsche.de/politik/europaeische-union-ein-gefuehl-der-ohnmacht-1.2799981>; Hinter der Ohnmacht der Bürger: Nostalgie, Ressentiment und Hoffnung, in: Democracy International, 21.2.2020, <https://www.democracy-international.org/de/hinter-der-ohnmacht-der-buerger-nostalgie-ressentiment-und-hoffnung>
- 19 Müller-Pelzer: Europa regenerieren, S. 47-53.
- 20 Trabant: Globalesisch oder was?, S. 184.
- 21 Siehe den Titel des Buches von Schmitz, Hermann: Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung, Freiburg / München 2005.

# Sprachliche Anforderungen für ein Hochschulstudium in Deutschland

Melanie Moll

Im hochschulpolitischen Diskurs verbreitet sich in den letzten Jahren vermehrt die Auffassung, das – zweifellos wünschenswerte – Ziel der Internationalisierung deutscher Hochschulen sei mit der Einführung englischsprachiger Studiengänge erreicht, nach der saloppen Formel: Anglophonisierung = Internationalisierung. Dass diese Gleichung zu kurz greift, teilweise sogar eine Beeinträchtigung der Qualität von Forschung und Lehre am Bildungsstandort Deutschland darstellt, wird oftmals nicht erkannt – oder möglicherweise geflissentlich übersehen.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung englischsprachiger Studiengänge in Bayern: Hier lässt sich – ausgehend von einem Ausgangsniveau von 179 fremdsprachigen Studiengängen – in der Zeit von 2019 bis 2023 ein Anstieg um circa 25 Prozent beobachten, wobei englischsprachige Studiengänge klar überwiegen.<sup>1</sup> Die Hochschulen für angewandte Wissenschaften verzeichnen noch deutlichere Steigerungsraten: im Bereich der englischsprachigen Studiengänge von 64 (2019) auf 112 (2023), also um 75 Prozent.<sup>2</sup>

Die Bereitschaft zum studienvorbereitenden und studienbegleitenden Deutschlernen nimmt in den letzten Jahren kontinuierlich ab.<sup>3</sup> Gleichzeitig ist an universitären Sprachenzentren eine Verdichtung der Nachfrage nach Deutschkursen auf den grundständigen Sprachniveaus A1-A2 des Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens für Sprachen (GER)<sup>4</sup> zu beobachten. Wesentliche Gründe hierfür sind

- die Absenkung des sprachlichen Zulassungsniveaus für deutschsprachige Studiengänge von C1 auf B2 an manchen Universitäten und Hochschulen,
- der Anstieg englischsprachiger Studiengänge ohne gleichzeitige Verpflichtung auf ein einheitliches Sprachniveau im Deutschen,
- die curriculare Überfrachtung der BA- und MA-Studiengänge, die kaum Raum für Fremdspracherwerb lassen, sofern dieser nicht als verpflichtender, anrechenbarer Bestandteil der Studienprogramme vorgegeben ist.

Betrachtet man die sprachlichen Anforderungen an englischsprachige Studiengänge, so ergibt sich – um beim Beispiel Bayern zu bleiben – ein sehr disparates Bild: Das bayerische Hochschulinnovationsgesetz (BayHIG vom 5. August 2022) sieht vor, dass Studierende in englischsprachigen Studiengängen im Verlauf des Studiums „hinreichende“ Kenntnisse der deutschen Sprache erwerben sollen. Es bleibt allerdings ausdrücklich offen, wie, in welchem konkreten Umfang oder bis zu welchem konkreten Sprachniveau diese Vermittlung zu erfolgen hat. An den Hochschulen variiert das erforderliche Eingangsniveau für Deutschkenntnisse in fremdsprachigen Studiengängen bisher von „kein Nachweis erforderlich“ bis Niveaustufe C1 des GER, wobei die niedrigeren Niveaustufen (A1/A2) überwiegen. Teilweise wird das Erreichen eines vorgegebenen Sprachniveaus bis zu einem bestimmten Zeitpunkt vorausgesetzt, die Überprüfung dieses Ziels bleibt allerdings vage bis nicht vorhanden.

Bezüglich fremdsprachiger grundständiger Studiengänge – und dies sind überwiegend englischsprachige – ist im Bayerischen Hochschulinnovationsgesetz § 72.9 festgehalten: „Das verlangte Niveau darf für fremdsprachige grundständige Studiengänge keine höheren Anforderungen festschreiben als die Sprachkenntnisse, die an Gymnasien vor Eintritt in die Qualifikationsphase erreicht werden können.“<sup>5</sup> Wir reden hier also von Sprachkenntnissen auf Niveau B1+ des GER<sup>6</sup> – und diese sind weit entfernt von einer Sprachkompetenz, die zu fach- und wissenschaftssprachlich kompetentem Handeln befähigt.<sup>7</sup> Wenn ausländische Studierende in deutschsprachigen Studiengängen gemäß RO-DT<sup>8</sup> mindestens ein Sprachniveau B2/C1 zu Studienbeginn nachweisen müssen, ist nicht nachvollziehbar, warum in einem englischsprachigen Studiengang – gleichbleibende Ansprüche an die

Qualität von Forschung und Lehre vorausgesetzt – ein B1+-Niveau ausreichend sein soll. Dass schon universitäre Wissensvermittlung auf einem solchen Sprachniveau kaum möglich ist, geschweige denn universitäre Wissenschaftsvermittlung, „zumal das Englische für Dozenten wie Studierende gleichermaßen fremde wie letztlich unzureichend beherrschte Wissenschaftssprache ist“, zeigt Thielmann an konkreten Beispielen aus der Lehre.<sup>9</sup>

### **Sprachkenntnisse, Studienerfolg und Arbeitsmarkt**

Dass die Internationalisierung von Hochschulen für wissenschaftlichen Austausch und für die Fachkräfteentwicklung auf dem hiesigen Arbeitsmarkt von großer Bedeutung ist, steht außer Frage. Ein Blick auf Studienerfolg und Verbleib internationaler Studierender zeigt allerdings, dass dringender Handlungsbedarf besteht: Die Studienabbruchquote von Bildungsausländerinnen und -ausländern ist höher als die von Bildungsinländern,<sup>10</sup> und die durchschnittlich erzielten Studienleistungen sind geringer.<sup>11</sup> Neben Faktoren wie Lern- und Wissenschaftskultur, interkultureller Kompetenz, Sozialkontakt, Gesundheit und wirtschaftlicher Situation haben auch die Sprachkenntnisse erheblichen Einfluss auf den Studienerfolg.<sup>12</sup>

So wirken sich kommunikative Defizite beispielsweise negativ auf Beschäftigungsperspektiven internationaler Studierender bei klein- und mittelständischen Unternehmen aus.<sup>13</sup> Spätestens beim Übergang vom Studium zum Beruf wird deutlich, dass deutsche Sprachkenntnisse nach wie vor in vielen Branchen und Berufen Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche berufliche Integration sind. Aber auch englischsprachige Studiengänge bewirken hier nicht die erhofften Wunder: Sie stellen für internationale Studierende ein erhöhtes Studienabbruchrisiko dar, wirken hemmend auf die gesellschaftliche Integration und erschweren es, auf dem deutschen Arbeitsmarkt Fuß zu fassen.<sup>14</sup>

Eine Verbesserung der Sprachkompetenzen internationaler Studierender in englischsprachigen Studiengängen ist also dringend erforderlich. Den meisten wird erst spät im Verlauf ihres Studiums oder danach bewusst, dass gut ausgebaute Deutschkenntnisse zentral sind für eine gelungene gesellschaftliche und berufliche Integration: „We need German in our life“ – So lautet der Titel einer der ersten empirischen Studien zur Sprachsituation in englischsprachigen

Studiengängen in Deutschland, und diese Bestandsaufnahme ist nach wie vor aktuell.<sup>15</sup> Dass die Studierenden allerdings freiwillig, ohne curriculare Verpflichtung und auf eigene Kosten während des Studiums ihre Deutschkenntnisse über das in Studienordnungen formulierte Soll hinaus verbessern, ist – aus nachvollziehbaren Gründen – eher unwahrscheinlich.

### **Bildungs- und sprachpolitische Maßnahmen**

Die Maßnahmen zur Förderung einer sicheren Beherrschung des Deutschen neben dem Englischen sind derzeit nicht ausreichend: Das BayHIG beispielsweise bleibt unverbindlich und beschränkt sich auf die Aussage „Den Hochschulen stehen für das Angebot an Deutschkursen Personal- und Sachmittel aus der Grundfinanzierung zu, die sie im Rahmen der Hochschulautonomie nach ihren Bedürfnissen vor Ort einsetzen können.“<sup>16</sup> Gleichzeitig sind gravierende Mittelkürzungen in der auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik zu beobachten, so zum Beispiel 2023 bei deutschen Mittlerorganisationen wie dem DAAD, zu dessen genuinen Aufgaben die Förderung der Internationalisierung deutscher Hochschulen und Stärkung der deutschen Sprache im wissenschaftlichen Kontakt gehört.

Solche Kürzungen gefährden die Akquise von Fachkräften, denn ausländische Studieninteressierte sind die Fachkräfte von morgen, sie gefährden die Attraktivität des Hochschul- und Wissenschaftsstandorts Deutschland (wenn DAAD-Lektoren fehlen, fehlen Multiplikatoren für das Wissenschaftssystem) und sie gefährden die internationale Stellung des Deutschen als Fremd- und Wissenschaftssprache (weil nicht mehr sichergestellt werden kann, dass der Fremdsprache Deutsch an ausländischen Universitäten Geltung verschafft wird). Außerdem haben solche Mittelkürzungen massive Auswirkungen auf Sprachenzentren in Deutschland, deren Studierende nicht zuletzt durch stipendienfinanzierte Sprach- und Sommerkurse auf die Möglichkeiten eines Studiums in Deutschland aufmerksam gemacht werden.<sup>17</sup>

Wenn wir Internationalisierung als wissenschaftliches, sprachpolitisches und wirtschaftliches Ziel verfolgen und leben wollen, muss kulturelle Vielfalt und Mehrsprachigkeit ein tragendes Element dieses internationalen Profils sein. Die Verantwortung für den Erwerb der erforderlichen (fach- und wissenschafts) sprachlichen Kompetenzen kann nicht allein dem Verantwortungsbereich der Studierenden überschrieben werden. Sie sollten vielmehr die bestmögliche fachliche und finanzielle Unterstützung für sprachliche Maßnahmen erhalten.

Eine verantwortungsvolle Wissenschafts-, Sprach- und Wirtschaftspolitik sollte sich daher dafür einsetzen,

- dass sowohl deutsch- als auch englischsprachige Studiengänge auf einem sprachlichen Niveau stattfinden, das qualitativ hochwertige Forschung und Lehre ermöglicht. Mit B1+ ist dies erwiesenermaßen nicht der Fall,
- dass internationale Studierende in englischsprachigen Studiengängen mindestens das Niveau B1 als Zielniveau auf Deutsch erreichen, um am gesellschaftlichen Leben teilnehmen und sich integrieren zu können,
- dass diejenigen internationalen Studierenden in englischsprachigen Studiengängen, die als qualifizierte Fachkräfte dem hiesigen Arbeitsmarkt in deutschsprachigen Unternehmen zur Verfügung stehen sollen, mindestens ein Niveau B2 erreichen,
- dass die Vermittlung dieser Deutschkenntnisse integraler Bestandteil des fremdsprachigen Studiums wird, und zwar durch verpflichtende und mit ECTS-Punkten anrechenbare Sprachmodule (beispielsweise durch kontinuierliche Steigerung des Deutsch-Anteils im Curriculum während des Studienverlaufs).

Um diese Ziele zu erreichen, ist es erforderlich,

- ein breiteres Angebot für die studienvorbereitende und studienbegleitende Sprachvermittlung an den Hochschulen bereitzustellen, und zwar über bedarfsgerechte Kurskonzepte und deren Finanzierung, an der sich nicht nur die Bildungsinstitutionen, sondern auch Wirtschaftsunternehmen beteiligen,
- geeignete fach-, berufs- und hochschulbezogene Sprachförderprogramme einzurichten, in denen Mehrsprachigkeit praktiziert wird und in denen das Deutsche eine zentrale Rolle spielt. Zur Entwicklung solcher Konzepte sollten wissenschaftliche Fächer, Sprachenzentren, Wirtschaftsverbände und Unternehmen mit Fachkräftebedarf eng zusammenarbeiten.

Die internationalen Studierenden, die bei uns an universitären Instituten und Sprachenzentren studienvorbereitend und studienbegleitend Deutsch lernen, beweisen täglich, dass es möglich ist, eine Fremdsprache in kürzester Zeit zu lernen und sie auf hohem Niveau zu beherrschen.<sup>18</sup> Dafür verdienen sie größte Anerkennung. Deutschland ist mehr denn je auf internationale Fachkräfte, internationale Vernetzung und internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit angewiesen. Wenn wir also den Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort Deutschland sichern wollen, sollten weder Kosten noch Mühen für eine angemessene Sprachförderung gescheut werden.



## Melanie Moll

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Ludwig-Maximilians-Universität München und geschäftsführende Direktorin des „Deutschkurse bei der Universität München e.V.“ Sie ist Prüfungsvorsitzende für die DSH der LMU (Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang), Vorstandsmitglied des Fachverbandes Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (FaDaF) und Vorsitzende des Beirats Qualitätssicherung für studienvorbereitende und studienbegleitende Sprachausbildung an der LMU.

**Anmerkungen:**

- 1 Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst: „Mehrsprachigkeit im Studium in Bayern“, schriftliche Anfrage der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen vom 26.7.2023.
- 2 Ebd.
- 3 So ist beispielsweise an der LMU München bei den Erasmus- und LMUexchange-Studierenden ein Rückgang der Teilnehmerzahlen in den Deutsch-Vorbereitungskursen von 42 Prozent im Jahr 2019 auf 24 Prozent im Jahr 2023 zu beobachten.
- 4 Council of Europe: Common European Framework of Reference for Languages: Learning, teaching, assessment, 2002, siehe <http://rm.coe.int/1680459f97>, Stand: 23.11.2023.
- 5 Bayerisches Hochschulinnovationsgesetz (BayHIG) vom 5.8.2022.
- 6 In den „Begründungen zu den einzelnen Vorschriften“ des BayHIG heißt es: „Das verlangte Niveau darf dabei Englisch B1+ (hinsichtlich der Sprachkompetenz) / B2 (hinsichtlich der Lesekompetenz) nicht übersteigen.“ Diese „Begründung“ ist unklar. Und warum „Lesekompetenz“ keine „Sprachkompetenz“ sein soll, erschließt sich nicht.
- 7 Gemäß GER ist die uneingeschränkte Teilhabe am akademischen Diskurs ab Niveau C1 möglich. Sprachkenntnisse auf Niveau B1+ stellen also keine ausreichende sprachliche Grundlage dar.
- 8 Rahmenordnung über Deutsche Sprachprüfungen für das Studium an deutschen Hochschulen (RO-DT): Beschluss der HRK vom 8.6.2004 und der KMK vom 25.6.2004 i. d. F. der HRK vom 23.7.2020 und der KMK vom 28.11.2019, [https://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-07-Internationales/Rahmenordnung\\_ueber\\_Deutsche\\_Sprachpruefungen\\_fuer\\_das\\_Studium\\_an\\_deutschen\\_Hochschulen\\_\\_RO-DT\\_\\_2020.pdf](https://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-07-Internationales/Rahmenordnung_ueber_Deutsche_Sprachpruefungen_fuer_das_Studium_an_deutschen_Hochschulen__RO-DT__2020.pdf), Stand: 20.1.2024.
- 9 Thielmann, Winfried: Anglophonie in der wissenschaftlichen Lehre – zur wissenschaftlichen Dynamik der Sprachenfrage bezüglich einer essentiellen Transferrichtung, in: Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft 7/2, 2022, S. 57-86, hier S. 58.
- 10 Heublein, Ulrich / Hutzsch, Christopher / Schmelzer, Robert: Die Entwicklung der Studienabbruchquoten in Deutschland, in: Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung DZHW Brief 05|2022, Hannover 2022, [https://doi.org/10.34878/2022.05.dzhw\\_brief](https://doi.org/10.34878/2022.05.dzhw_brief), Stand: 20.1.2024.
- 11 Wisniewski, Katrin / Lenhard, Wolfgang: Deutschkompetenzen als Prädiktoren des Studienerfolgs von Bildungsausländerinnen und Bildungsausländern, in: Beiträge zur Hochschulforschung 44, 2-3/2022, S. 60-80.
- 12 Ebd., S. 67.
- 13 Zugangstor Hochschule: „Internationale Studierende als Fachkräfte von morgen gewinnen“, in: Studie des Sachverständigenrats deutscher Stiftungen für Integration und Migration, 2015, [https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2023/01/SVR-FB\\_Zugangstor\\_Hochschule-8.pdf](https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2023/01/SVR-FB_Zugangstor_Hochschule-8.pdf), Stand: 20.1.2024.
- 14 Ebd.; DAAD: Internationale Studierende als Fachkräfte von morgen, Positionspapier März 2023, [https://static.daad.de/media/daad\\_de/pdfs\\_nicht\\_barrierefrei/der-daad/daad\\_2023\\_perspektive\\_fachkraefte.pdf](https://static.daad.de/media/daad_de/pdfs_nicht_barrierefrei/der-daad/daad_2023_perspektive_fachkraefte.pdf), Stand: 23.10.2023.
- 15 Fandrych, Christian / Sedlaczek, Betina: „I need German in my life“. Eine empirische Studie zur Sprachsituation in englischsprachigen Studiengängen in Deutschland, Tübingen 2012.
- 16 Bayerisches Hochschulinnovationsgesetz (BayHIG) vom 5.8.2022.
- 17 Stellungnahme des Fachverbands Deutsch als Fremdsprache (FaDaF) vom 12.8.2022: Mittelkürzungen beim DAAD – Einschnitte bei der Stipendienvergabe, der Bewerbung des Studienstandorts Deutschland und der Förderung des Deutschen als Fremd- und Wissenschaftssprache sind kontraproduktiv.
- 18 Das Institut „Deutschkurse bei der Universität München e.V.“, das im Auftrag der LMU München studienvorbereitend und -begleitend Deutschkurse und Zulassungsprüfungen anbietet, hat – basierend auf den Erfahrungen einer langjährigen Unterrichtspraxis – ein Curriculum entwickelt, das in 900 Unterrichtseinheiten (UE) Studierende ohne Vorkenntnis von A1 zu einem C1-Niveau führt, [www.dkfa.de](http://www.dkfa.de).

Zwischen Rationalität und Emotionalität

# Die Sprache in der Wissenskommunikation

Thomas M. Klotz

Die Beiträge des vorliegenden Bandes weisen nachdrücklich auf die Bedeutung der Landessprache in der Wissenskommunikation hin. Dabei changieren die Argumentationslinien zwischen Rationalität und Emotionalität. Das zeigt, wie sehr die Debatte über die Rolle der Landessprache die Gesellschaft innerhalb wie außerhalb des Wissenschaftsbetriebs beschäftigt.

Die meisten Beiträge in diesem Band rekurrieren auf eine Diskrepanz zwischen einer Anglophonisierung in Wissenschaft und Forschung einerseits und der Bedeutung der Landessprache für die Kommunikation von Erkenntnissen andererseits. Dabei sind sich die Autoren darin einig, dass die Wissenschaft eine gewisse Verantwortung hat, die gewonnenen Erkenntnisse mit der Öffentlichkeit zu teilen. Oder, wie es die ehemalige Bundeswissenschaftsministerin Anja Karliczek (CDU) formuliert hat: „Wissen verpflichtet. Die Wissenschaft sollte schon auch ein Eigeninteresse an einem guten Dialog mit der Gesellschaft haben. Dialog schafft Vertrauen. Und nicht zuletzt wird die Wissenschaft von Bürgerinnen und Bürgern ja auch in weiten Teilen finanziert.“<sup>1</sup>

Welche Rolle spielt nun bei diesem gesellschaftlichen Auftrag die jeweilige Landessprache?

## **Die Aufgaben der Wissenskommunikation**

Es gibt verschiedene Gruppen innerhalb der Gesellschaft, mit denen die wissenschaftlichen Erkenntnisse geteilt werden können und sollen; man unterscheidet grundsätzlich zwischen interner und externer Wissenskommunikation. Dabei gibt es verschiedene Stellen, wie etwa politische Stiftungen, Wissenschaftsjournalisten und Nichtregierungsorganisationen, die in eine entscheidende Vermittlerrolle eintreten, wengleich, wie das Zitat der ehemaligen Bundesbildungsministerin Karliczek zeigt, auch die Wissenschaft selbst in der Verantwortung ist, Wissen zu kommunizieren. Und gerade in Zeiten der digitalen Transformation, die den Zugang zu einem immensen Umfang von wissenschaftlichen Erkenntnissen ermöglicht, braucht es eine adressatengerechte Ansprache. Die Wissenschaftskommunikation „muss Wissen ver-

stärkt kuratieren, moderieren und integrieren, es in informationelle, erkenntnistheoretische und gesellschaftliche Sinnzusammenhänge stellen und damit als Brückenbauerin zwischen Wissenschaft und Gesellschaft fungieren“.<sup>2</sup>

Durch die Mannigfaltigkeit der Varianten und Interdependenzen der Kommunikationsmöglichkeiten zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, mit der Studierendenschaft, mit vermittelnden Institutionen, den allgemeinen und Fachmedien sowie der Öffentlichkeit erscheint die breitere Begriffsfassung als **Wissens**kommunikation hierbei zielführend.<sup>3</sup> Neben den traditionellen Formen von Wissenskommunikation, wie Aufsätze in Fachpublikationen, Experteninterviews und dergleichen, hat sich in der jüngsten Zeit eine Fülle von neuen Möglichkeiten ergeben, etwa mittels FabLabs, Citizen Science und Podcasts. Zentral dabei bleibt als Mittel der Kommunikation: die Sprache.

### Sprache als Teil des Arguments

Die Wahl der Sprache hat, so die Prämisse der Beiträge in diesem Band, einen großen Einfluss auf den Erfolg der Wissensvermittlung. So wird in Fachkreisen in der Regel anders debattiert als in der breiten Öffentlichkeit, auf internationaler Ebene anders als auf nationaler. Und auch die mit Begriffen verknüpften Assoziationen unterscheiden sich in den jeweiligen gesellschaftlichen Schichten, Kultur- und Sprachkreisen. Somit ist die Sprachenwahl nicht nur für die Informationsübermittlung entscheidend, sondern auch für die damit verknüpften Emotionen, kulturellen Prägungen und Erwartungen. Peter Geimer, Professor für Kunstgeschichte an der FU Berlin, bringt es auf den Punkt, wenn er sagt: „Für Geisteswissenschaften ist die Sprache nicht Mittel zum Zweck, sondern zentraler Bestandteil ihres Argumentierens.“<sup>4</sup>

Dass jedoch nicht nur in den Geisteswissenschaften die Wahl der Sprache von entscheidender Bedeutung ist, zeigen die Beispiele von Tareq Syed und Winfried Thielmann in diesem Band.

Nun bringt es unzweifelhaft gewisse Vorteile mit sich, wenn sich der Wissenschaftsbetrieb auf eine **lingua franca**, eine gemeinsame Verkehrssprache, einigt. In den zurückliegenden Jahrhunderten waren beispielsweise Latein und Französisch weitverbrei-

tete Wissenschaftssprachen. Heute wird in Forschung und Lehre vermehrt auf Englisch kommuniziert, was einen internationalen Informationsaustausch erleichtert, Kooperationen über Landesgrenzen hinweg zum Teil erst ermöglicht und auch die Vergleichbarkeit von wissenschaftlichen Erkenntnissen steigert. Hinzu kommt die Möglichkeit, bestimmte Begriffe und Definitionen überhaupt erst prägnant zu etablieren. Als Beispiel sei hier die in der Politikwissenschaft verbreitete Unterscheidung zwischen *polity*, *politics* und *policy* genannt.<sup>5</sup> Dies führt zu einer sprachlichen Hybridität im wissenschaftlichen Alltag.

### Was bedeutet Internationalisierung?

Dabei kann die Frage danach, ob eine Internationalisierung der Wissenschaft – und insbesondere der Lehre – mit einer Anglophonisierung einhergehen muss, kritisch betrachtet werden, wie es etwa Pierre Frath in diesem Band macht. Bekommt ein Studiengang allein durch die Verwendung der englischen Sprache einen internationalen Charakter oder folgt aufgrund des als international relevant erscheinenden Inhalts des Studienangebots die Verwendung der *lingua franca* Englisch?

Diese Frage stellen sich Wissenschaftler weltweit und vor allem auf dem von einer immensen Sprachenvielfalt geprägten europäischen Kontinent. So verweist beispielsweise Giancarmine Bongo in seinem Beitrag auf die erfolgreiche Klage von mehr als hundert Professoren der Technischen Universität Mailand vor dem Verwaltungsgericht der Lombardei gegen den Beschluss der dortigen Universitätsleitung, Master- und Promotionsstudiengänge in den Ingenieurwissenschaften und der Architektur nur mehr auf Englisch anbieten zu wollen. Nach einem weiteren Rechtsverfahren urteilte schließlich der italienische Verfassungsgerichtshof unter anderem, dass es sehr wohl einzelne Lehrveranstaltungen ausschließlich auf Englisch geben dürfe, dem Italienischen aber der Vorrang bei der Sprachenwahl eingeräumt werden müsse. Damit folgte die Argumentation, die auch die Autoren dieses Bandes mit verschiedenen Aspekten unterfüttern: Durch eine Vereinheitlichung der Sprache kann es zu einem Verlust von Spezifika kommen, gerade auch in landesspezifischen und kulturellen Bereichen.

Und: Die englische Sprache wird nicht überall und von jedem in gleicher Weise beherrscht. Begriffe werden,

etwa durch Hybridität, aus den Landessprachen übernommen oder finden kein entsprechendes Pendant im Englischen. Hierbei gilt es festzuhalten, dass das Fehlen einer adäquaten Ausdrucksweise auf Englisch grundsätzlich noch keinen Rückschluss auf die wissenschaftliche Qualität der Aussage hat.<sup>6</sup>

Hinzu kommt der Umstand, dass ein Großteil der Studienabsolventen einem Beruf außerhalb der Wissenschaften nachgeht, also in Unternehmen, Behörden etc. Der Zugang zum Arbeitsmarkt, darauf verweist Melanie Moll in ihrem Beitrag, kann bei internationalen Studierenden durch mangelnde Kenntnisse der Landessprache beeinträchtigt werden. Und auch die Anzahl der Studienabbrecher ist unter jenen Studierenden höher, die der Landessprache nicht oder nur in geringem Umfang mächtig sind.

Immer wieder wird in diesem Band auf die soziale Verantwortung der Wissenskommunikation verwiesen. Diese, so schreibt etwa Ralph Mocikat, kann nur in der jeweiligen Landessprache erfolgreich wahrgenommen werden. Sie ist zudem auch verknüpft mit dem jeweiligen Wissenschaftssystem und der Möglichkeit zur Partizipation am demokratischen Diskurs.

## **Zwischen Rationalität und Emotionalität**

Wie kann nun der Konflikt zwischen einer Anglophonisierung der Wissenschaft und der Rolle der Landessprache bei der Wissenskommunikation aufgehoben oder zumindest abgemildert werden?

Dass das Englische in vielen Bereichen der Wissenskommunikation durchaus eine gewisse Berechtigung hat, scheint unbestritten zu sein. Indes kommt es insbesondere in der Lehre an Hochschulen und Universitäten auf das Verhältnis bei der Sprachenwahl an. Durch den immensen Anstieg der ausschließlich auf Englisch angebotenen Lehrveranstaltungen an europäischen Hochschulen wird befürchtet, die nationalen Wissenschaftssysteme einer (vermeintlichen) Internationalisierungsbestrebung zu unterwerfen, die letztlich lediglich eine Diglossie von Landessprache und Englisch mit sich bringt. Die in der jeweiligen Landessprache geprägten wissenschaftlichen Begriffe, Theorien und dergleichen werden damit vernachlässigt, die Verständlichkeit von Lehrveranstaltung und notwendige Präzision der Erkenntnisse abgeschliffen.

Daher wird weniger die Abschaffung des Englischen im Wissenschaftsbetrieb grundsätzlich gefordert, sondern vielmehr die Stärkung der jeweiligen Landessprachen, etwa mittels verpflichtender Sprachkurse und der Anhebung der vorausgesetzten Sprachniveaus. Weiter könnte der Anreiz zur Verwendung der Landessprache durch Fördermaßnahmen für landessprachlich verfasste wissenschaftliche Beiträge gesteigert werden.

Letztlich wird es (weiterhin) eine bereichernde Notwendigkeit bleiben, Sprachen zu erlernen, wenngleich es durch die Weiterentwicklung von Übersetzungsprogrammen mittels Künstlicher Intelligenz künftig bedeutende Hilfsmittel bei der Übersetzungsarbeit geben wird. Dass jedoch auch hier zur Vorsicht gemahnt sein sollte, darüber schreibt Werner Müller-Pelzer.

Die Debatte über die Rolle der Landessprache in der Wissenskommunikation, sei es innerhalb der Wissenschaft, in der universitären Lehre oder mit der Gesellschaft allgemein, ist damit bei Weitem nicht zu Ende geführt. Vielmehr bedürfte es einer gesellschaftlichen Diskussion darüber, wie die Wissenschaft ihrer Verantwortung gegenüber der Gesellschaft gerecht werden kann und wie dies in einem geeinten Europa

der Vielfalt geschehen kann. Auf nationaler, europäischer und internationaler Ebene wäre daher der Fokus auf eine kohärente Sprachenpolitik wünschenswert und notwendig.

Die Wissenschaft hat sich in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder mithilfe einer lingua franca eine Kommunikationsebene für den Austausch von Informationen gesucht. Heute ist der Anspruch an die Forscher indes sehr viel größer, ihr Wissen auch mit einem breiten Publikum zu teilen. Somit wird die Polyglossie, also die Mehrsprachigkeit, auch in der Wissenschaft an Bedeutung gewinnen.

Sprache ist ein sensibles, emotionales Thema. Sie ist tatsächlich viel mehr als reine Wissensvermittlung, denn sie prägt die Gedanken- und Gefühlswelt der Menschen. Insofern wäre ein modus vivendi wünschenswert, der sowohl die Notwendigkeit des internationalen Austausches mittels der lingua franca Englisch als auch die Bedeutung der Landessprachen für den jeweiligen Sprach- und Kulturraum berücksichtigt.



**Thomas M. Klotz,  
Dipl. sc. pol. Univ.**

leitet das Referat für Bildung, Hochschulen, Kultur in der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hans-Seidel-Stiftung e.V.

---

### Anmerkungen:

- 1 Wiarda, Jan-Martin: „Es ist wirklich Zeit für diesen Kulturwandel“ – Interview mit Wissenschaftsministerin Anja Karliczek, 14.11.2019, siehe: <https://www.jmwiarda.de/2019/11/14/es-ist-wirklich-zeit-f%C3%BCr-diesen-kulturwandel/>, Stand 9.4.2024.
- 2 Sauer, Linda: Wissenschaftskommunikation in der intermedialen Öffentlichkeit: Drei Denkanstöße mit Hannah Arendt, in: Wissen kommunizieren, hrsg. von Claudia Paganini, Marlis Prinzing und Julia Serong, Baden-Baden 2023, S.119.
- 3 Vgl. den Beitrag von Ralph Mocikat in diesem Band.
- 4 Thiele, Carmela: Die Sprache ist Teil des Arguments, in: Max Weber Stiftung „Weltweit vor Ort“, 11/2023, S. 20.
- 5 Unter polity sind die politischen Institutionen („Form“), unter politics die politischen Prozesse und unter policy die politischen Inhalte zu verstehen.
- 6 Vgl. die Beiträge von Hans Goebel und Winfried Thielmann in diesem Band.

# Bestellen oder blättern Sie online durch die Ausgaben von 2023

Die „Aktuellen Analysen“ analysieren gesellschaftspolitische Entwicklungen, generieren und verarbeiten Expertenwissen.

2023 haben wir in dieser Reihe folgende Ausgaben veröffentlicht:

- Nr. 94      Gesundheitsdaten nutzen!**  
Für eine patientenwohlorientierte Versorgung von morgen
  
- Nr. 95      Innovationen für die Zukunft –  
Perspektiven für den Wissenschaftsstandort**
  
- Nr. 96      Polizistinnen und Polizisten besser schützen**
  
- Nr. 97      Geopolitische Machtverschiebungen im Balkanraum**
  
- Nr. 98      Die Beziehungen zwischen der EU und Afrika – Energiefragen  
und die grüne Wende in Krisenzeiten** (deutsch und englisch)

Hier finden Sie alle Ausgaben ab Nr. 54 (2010)  
zum Downloaden oder Bestellen.  
[www.hss.de/publikationen/](http://www.hss.de/publikationen/)



# Impressum

## Herausgeber:

© 2024, **Hanns-Seidel-Stiftung e.V.**

Lazarettstraße 33, 80636 München

Tel. +49 (0) 89 1258-0

info@hss.de

www.hss.de

**Vorsitzender:** Markus Ferber, MdEP

**Generalsekretär:** Oliver Jörg

**Leiterin Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit:** Susanne Hornberger (V.i.S.d.P.)

## Redaktion:

Thomas M. Klotz (Konzeption)

Barbara Fürbeth (Redaktionsleiterin)

Susanne Berke (Redakteurin)

Claudia Magg-Frank (Redakteurin)

**Art Director:** Julia Ehrenreich

**Layout und Satz:** Marion Steib

**Druck:** Hanns-Seidel-Stiftung e.V., Hausdruckerei, München

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung, Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Davon ausgenommen sind Teile, die als Creative Commons gekennzeichnet sind. Das Copyright für diese Publikation liegt bei der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. Namentlich gekennzeichnete redaktionelle Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein Rückporto beiliegt.

**Hinweis zum Datenschutz:** Sollten Ihre personenbezogenen Daten im Rahmen von Publikationsbestellungen verarbeitet werden, stehen Ihnen grundsätzlich die Rechte auf Auskunft, Berichtigung, Löschung, Einschränkung, Datenübertragbarkeit und Widerspruch Ihrer bei uns abgespeicherten personenbezogenen Daten zu. Dafür wenden Sie sich bitte an Datenschutz-Compliance (datenschutz@hss.de) oder an den Datenschutzbeauftragten (dsb@hss.de). Weitere Informationen zum Datenschutz finden Sie unter [www.hss.de/datenschutz/](http://www.hss.de/datenschutz/).

**Fotos:** Giancarmine Bongo, Pierre Frath, Eugen Gebhardt, HSS/Irmak Kalac, Ralph Mocikat, Schafgans DGPh Lichtbildatelier, Tareq Syed, Tino Szekely, Winfried Thielmann

ISBN 978-3-88795-627-1

Hanns-Seidel-Stiftung  
Lazarettstr. 33, 80636 München  
hss.de  
info@hss.de  
T +49 (0) 89 1258-0

[instagram.com/stiftungfuerdemokratie/](https://www.instagram.com/stiftungfuerdemokratie/)  
[facebook.com/HannsSeidelStiftung](https://www.facebook.com/HannsSeidelStiftung)  
[twitter.com/HSSde](https://twitter.com/HSSde)  
[youtube.com/HannsSeidelStiftung](https://www.youtube.com/HannsSeidelStiftung)  
linkedin: Hanns-Seidel-Stiftung